Aus der Tiefe.

Aus der Tiefe.

Roman

von

Irma von Troll-Borostyáni.

Zweiter Band.

Dresden u. Leipzig
E. Pierson's Verlag.
1892.

I.

Es regnete. Seit zwei Tagen rieselte ein feiner, dichter, kühler Herbstregen in grauen Strähnen von der wie eine schmutzfarbige Decke in unabsehbarer, ermüdender Einförmigkeit sich dehnenden Wolkenschicht über die Stadt herab. Die Straßen waren mit einer klebrigen, schlüpfrigen Kotmasse überzogen, die in den Vertiefungen des Steinpflasters sich in Pfützen zusammensetzte und nur an einzelnen Stellen, wo die Dachrinnen mit glucksendem, gurgelndem Laut ihr Wasser über das Trottoir ergossen, hinweggespült wurde. Von Zeit zu Zeit erhob sich ein Wind. Nicht aber, um die Wolken zu zerteilen und zu verscheuchen, sondern um den bisher in senkrechter Linie herabplätschernden Regen den mißmutig dahineilenden Passanten bald von der einen bald von der andern Seite schräg in das Gesicht zu schlagen und ihre Kleider, trotz der aufgespannten Schirme von oben bis unten zu nässen.

Die Fiaker forderten die Taxe übersteigende Fuhrlöhne und selten wurden sie ihnen nicht bewilligt. Keuchend, triefend und auf dem glatten

Asphaltpflaster vielfältig rutschend schleppten die armen, abgehetzten Omnibuspferde die bis auf den letzten Sitz gefüllten Wagen durch die Straßen, und bei den Haltestellen der Tramway gab es unter den sich herandrängenden Leuten Streitigkeiten und Stöße, als gälte es, einen Platz im Paradiese zu erringen, nicht aber in einem vollgepfropften Waggon, wo man gedrängt, gepreßt, gestoßen und auf die Füße getreten wurde und wo es zudem ganz abscheulich roch nach durchweichtem Schuhleder und nassen Wollkleidern und Kautschukmänteln.

Auch von Paula's Waterproof-Mantel träufelte das Wasser und in kleinen Rinnseln trof es an den Fischbeinenden ihres Regenschirmes herab, als sie raschen Fußes dem Lohr'schen Wohnhause zueilte. Aber wenig kümmerte sie sich um die Unbilden des Wetters; weit andere Sorgen erfüllten sie.

Als sie sich dem Hause näherte, hörte sie einen Fiaker in scharfem Trabe heranrollen und vor dem Thore halten, und indem sie unter die Einfahrt trat, erkannte sie den ihr wolvertrauten „Unnummerierten" Doktor Rellbach's, der nun auch schon aus dem Wagen sprang und ihr nachfolgte.

Auf dem untersten Treppenabsatz wartete sie auf ihn.

„Sie kommen von oben?" frug der Doktor, indem er grüßend den Hut lüftete und Paula die Hand reichte.

„Nein, ich bin erst im Begriffe, hinaufzugehen," erwiderte Paula. „Ich komme von dem Begräbnisse des Rittmeisters. Ich wollte dem Unglücklichen das letzte Geleite nicht versagen."

„Dem Unglücklichen?" wiederholte der Doktor. „Ja, Sie haben recht, unglücklich muß man ihn wol nennen, obgleich sein Unglück ein selbstverschuldetes war. Immerhin sind seine beiden zur Stunde noch lebenden Angehörigen jedenfalls weit unglücklicher, als er es je gewesen."

„Haben Sie Hoffnung, ihr Leben erhalten zu können?" frug Paula leise.

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Darüber werde ich mit einiger Sicherheit erst urteilen können, wenn ich sie jetzt sehe," entgegnete er, indem er die Treppe weiter hinanstieg. „Heut morgens, als ich hier war, stand es schlimm mit beiden, sehr schlimm." Und als Paula nichts erwiderte, fuhr er fort: „Es würde mich, ehrlich gestanden, auch gar nicht überraschen, wenn sie den unerhört fürchterlichen Ereignissen, die über sie hereingebrochen, erliegen würden. Die arme Frau, deren Gesundheit, wie Sie wissen, längst eine gänzlich zerstörte war, fällt seit dem jüngsten entsetzlichen Geschehnis von einem ihrer höchst gefahrvollen Herzkrämpfe, deren jeder eine plötzliche Lähmung herbeiführen kann, in den andern, und Konrad liegt an einer Gehirnhautentzündung darnieder, deren Ausgang sich jetzt noch absolut nicht prognostizieren

läßt. Ich denke ernstlich daran, die beiden Kranken in mein Spital transportieren zu lassen, denn die arme Fanni wird selbst mit der Wärterin, die ich ihr beigesellt, kaum im stande sein, den schweren Krankendienst auf die Dauer auszuhalten."

„Vielleicht ließe es sich in der Weise machen," schaltete Paula ein, „daß ich die Nachtwache bei Frau von Lohr übernähme. Dann hätte Fanni nur tagsüber den Dienst zu versehen und die Wärterin könnte sich ausschließlich Konrad widmen."

Doktor Rellbach hielt in sichtlicher Überraschung seinen Schritt inne.

„Sie sind ein herzensgutes Geschöpf, liebes Fräulein," sagte er, indem er ihre Hand ergriff und kräftig schüttelte. „Allein ich kann im Namen meiner nun schon einmal unter meinen Schutz und meine Verantwortung genommenen Pfleglinge Ihr opfermutiges Anerbieten nicht annehmen. Sie brauchen Ihre Gesundheit und Ihre Kraft für sich selber und für Ihren ganz allein auf Sie angewiesenen Bruder."

Paula blickte traurig zu Boden.

„Sie haben vielleicht recht, Doktor," antwortete sie. „Wenn Sie meinen Vorschlag aber für den Augenblick nicht acceptieren wollen, so bitte ich Sie, daran zu denken, daß wenn Sie meiner Dienste für die armen Kranken je bedürfen sollten, ich Ihnen jederzeit gern zur Verfügung stehe." Dann blickte sie forschend die Stiege auf- und abwärts und als sie sah, daß niemand um die Wege sei, fügte sie

mit gedämpfter Stimme und zaudernd bei: „Sie werden mich vielleicht für neugierig halten, wenn ich Sie frage: wie sich diese schreckliche Begebenheit eigentlich zutrug? Alles was ich darüber vernahm, klang so verworren und unklar, daß ich daraus nicht klug werde.“

Der Doktor warf einen seltsamen Blick auf sie.

„Glauben Sie denn, daß ich daraus völlig klug zu werden vermag? Was eigentlich vorgefallen ist, weiß wol niemand so recht, denn die, die es vielleicht wissen, sind nicht im stande, Auskunft zu geben. Konrad liegt in Fieberdelirien, seine Mutter wurde nach Mitteilung des todbringenden Sturzes ihres Gatten von so gefährlich heftigen Anfällen ihres Leidens ergriffen, daß, wenn man sie nicht töten will, man nicht wagen darf, des weiteren darüber zu sprechen, und der Rittmeister selber ist tot. Es ist übrigens auch ganz möglich, daß Frau von Lohr und Konrad gar nichts näheres von der Sache wissen. Alles was man darüber in Erfahrung gebracht hat, besteht darin, daß Fanni, die gegen sieben Uhr morgens nach der bei der Hochzeit ihrer Schwester verbrachten Nacht zu ihren Dienstherren zurückkehrte, und bald darauf in das Zimmer des Rittmeisters trat, um dessen Kleider zur Reinigung hinauszuholen, diesen mit der schweren Wunde im Kopfe tot auf den Dielen liegend fand. In ihrer Bestürzung zu Konrad eilend, fand sie ihn in gänzlich unzurechnungsfähigem Zustand eines heftigen Fieberparoxismus, und

Frau von Lohr, der sie nun in der Unüberlegtheit ihres Schreckens die grausige Nachricht überbrachte, ward von dem plötzlichen Entsetzen über dieselbe so erschüttert, daß es ihr vielleicht das Leben kosten wird.“

„Und Glaser?“ fiel Paula ein.

„Ganz richtig, der Zimmerherr — nebenbei gesagt, ein recht sauberer Patron — zu diesem eilte sie auch noch, während sie gleichzeitig einen Boten nach mir schickte. Nun, Herr Glaser lag in seinem Bette und schlief, und wollte gar nichts gesehen und gehört haben, behauptet auch, viel später nach Hause gekommen zu sein als Lohr, mit dem er bis ein Uhr nachts in ihrem gemeinschaftlichen Stammcafé beim Kartenspiel zusammen war. Außerdem erfuhr ich nur noch, daß der Rittmeister eben dort dem Weine in sehr ausgiebiger Weise zugesprochen und die Gesellschaft in etwas mehr als blos angeheitertem Zustande verlassen habe. Ich erkläre mir daher das schreckliche Ereignis nicht anders, als daß Lohr tüchtig berauscht nach Hause gekommen, seinen Fuß in dem in seinem Zimmer liegenden und in der That gänzlich zerwühlt vorgefundenen, schweren Teppich verstrickt und, allzuleicht das Gleichgewicht verlierend, niederstürzte, wobei er mit dem Kopfe auf die scharfe Ecke der Marmorplatte des Waschtisches auffiel, an der sich thatsächlich ein kleiner Blutfleck und ein daran klebendes Büschelchen seines Haares vorfand.“

„So bringen Sie also die plötzliche Erkrankung

Konrads mit dem Unglück, das seinen Vater getroffen, in keinen Zusammenhang?" frug Paula mit zögerndem Tone.

„Ja und nein, wie man will," erwiderte der Doktor. „Mit dem Tode des Rittmeisters, glaube ich, steht Konrads Erkrankung in keiner Beziehung. Wol aber mit den heftigen Gemütsaufregungen, in welche die Ereignisse desselben Tages den armen Jungen versetzt hatten und welche ich für die einzige Ursache seiner Krankheit halte. Ich weiß allerdings nicht, ob Ihnen dieselben bekannt sind?"

Da Paula von denselben nichts erfahren hatte, teilte der Doktor sie ihr mit, „denn", so fügte er bei, „wenn auch geschrieben steht, „de mortuis nil nisi bene", so ist in unserm Falle eine Abweichung von dieser Regel zu entschuldigen, indem der Sachverhalt des von dem Rittmeister an seinem Sohne verübten Betruges nicht wird geheimgehalten werden können. Bei dem gerichtlichen Verhöre wird er sicherlich besprochen werden müssen."

„Bei dem Verhöre?" frug Paula erschreckt.

„Ja, natürlich! Das Gericht muß doch trachten, Licht in diese bis jetzt so dunkle Angelegenheit zu bringen. Der Unfall des Rittmeisters, der seinen Tod zur Folge hatte, könnte ja doch auch auf andere Ursachen zurückzuführen sein als auf einen fatalen Zufall."

Paula blickte den Doktor ängstlich an.

„Das ist ja fürchterlich, was Sie da sagen!“ rief sie leise.

Dieser beruhigte sie aber.

„Nun, nun, erschrecken Sie nur nicht, bestes Fräulein! Die beiden Lohr, Mutter und Sohn, werden gewiß ihre völlige Schuldlosigkeit an dem Geschehenen darzuthun vermögen. Daß sie aber von der Gerichtsbehörde dazu herangezogen werden, über die Sache auszusagen, was sie wissen, ist selbstverständlich, ebenso wie daß sie bis zu dem Zeitpunkte, da ihre Genesung dies möglich machen wird, unter polizeilicher Aufsicht stehen, aus welcher ihnen übrigens in keiner Weise irgend welche Unannehmlichkeiten erwachsen.“

Paula schwieg; denn mittlerweile hatten sie die vier Treppen zur Lohr'schen Wohnung erstiegen und der Doktor zog die Thürklingel.

Fanni öffnete, und während der Arzt sich auf deren Ersuchen zuerst zu Frau von Lohr begab, wartete Paula in dem neben dem Schlafkabinet des Rittmeisters gelegenen kleinen Speisezimmer, um vor seinem Weggehen sich Nachricht über das Befinden der beiden Kranken zu erbitten.

Etwa zehn Minuten mochte sie, in trauriges Sinnen versunken, am geöffneten Fenster sitzend dem schweren, eintönig plätschernden Regen gelauscht haben, als sie plötzlich heftig zusammenschrack. Ein unartikulirter, wilder Aufschrei war an ihr Ohr geklungen. Er kam aus dem Schlafzimmer des

Rittmeisters. Eine sonderbare, mit Grauen gemischte Neugierde bemächtigte sich ihrer und sie betrat das Zimmer, in dem sich so Furchtbares zugetragen hatte.

Da sah sie Konrad auf seinem Lager hingestreckt mit den Armen in der Luft herumfuchteln, während die neben ihm stehende Krankenpflegerin bemüht war, den Eisbeutel, den er sich vom Kopfe gerissen, wieder darauf zu befestigen. Sein Antlitz war von purpurroter Fieberglut übergossen, seine Augen brannten in unheimlichem Feuer und schmerzliche Klagelaute, Flüche und unzusammenhängende, wirre Worte brachen von seinen Lippen. Nur mit Anstrengung gelang es der Wärterin, den heftig Widerstrebenden in seinem Bette festzuhalten.

Paula, die Konrad in seiner Krankheit noch nicht gesehen hatte, ward von schmerzlichem Mitleid ergriffen und ohne sich lange zu besinnen, warf sie Hut und Handschuhe weg und half der Pflegerin in ihrer Mühewaltung. Allmälig beruhigte sich der Delirierende wieder ein wenig. Er schloß die Augen, während er fortfuhr, verworrene Reden vor sich hinzustammeln, unablässig von seiner Mutter, von Mördern, von Blut und Tod faselnd.

Paula konnte sich der Vermutung nicht erwehren, daß der Kranke, trotz seiner Unfähigkeit, die ihn umgebenden Personen zu erkennen, sich doch des Raumes, in dem er lag, bewußt war und daß der Gedanke, sich in demselben Gemache zu befinden, in dem sein Vater vor wenigen Tagen auf die schreck-

lichste Weise seinen Tod gefunden, seine Aufregung steigern mußte. Auf ihre diesbezügliche Äußerung erfuhr sie von der Wärterin, daß Doktor Rellbach selbst es angeordnet habe, den Fiebernden aus seinem Zimmer in dieses hier zu bringen, da jenes neben dem seiner Mutter lag und die unmittelbare Nähe des Delirierenden deren Genesung verhindere. Zudem, so ergänzte sie ihre Mitteilung, halte der Arzt die Möglichkeit für ausgeschlossen, daß der Kranke sich in seinem gegenwärtigen Zustande über den Raum, in dem er sich befand, klar würde, da nebstbei noch die Vorsicht gebraucht worden, das Mobiliar desselben wegzubringen und an dessen Stelle die Möbel aus Konrads eigenem Zimmer zu schaffen.

Paula ließ ihren Blick durch die Stube schweifen und erkannte nun in der That die Geräte aus jenem ihr so wolvertrauten Gelasse wieder, in dem sie so manche still freundliche Abendstunde verbracht. Als sie so umherschaute, gewahrte sie aber auch, ungefähr einen Meter von der Wand entfernt, auf einer Diele des mit Ölfarbe eingelassenen Fußbodens eine etwa schüsselgroße, sichtlich frisch ausgehobelte, runde Vertiefung, welche, im Gegensatz zu dem übrigen Boden, nicht mit Farbe gestrichen war. Und wie ein Blitz schoß ihr der Gedanke durch's Hirn: hier lag die Leiche des Rittmeisters, hier war die Blutlache, in welcher der zerschmetterte Kopf des Todten lag!

„Zurück — haltet ihn, den Schurken! Er will sie tödten! Ha — schon spritzt das Blut aus ihrem Haupte . . .! Seht, wie rot . . . dort, dort, seht nur . . .!“ schrie in diesem Augenblick der Kranke, indem er mit den Händen in die Luft griff, als wollte er nach etwas oder nach jemandem haschen. Dann ließ er die Arme auf die Bettdecke herabfallen und lallte mit schwerer Zunge: „Ach nein, er thut ja nichts, er regt sich nicht mehr — er ist ja tot!“

Ein Schauer durchrieselte Paula. Die Wärterin aber schüttelte den Kopf, daß die Bänder ihrer weißen Haube wackelten, und gegen das junge Mädchen gewendet bemerkte sie mit wichtiger Miene:

„So treibt er's fast die ganze Zeit. Kein Zweifel, das schreckliche Unglück seines Herrn Papa's geht ihm im Kopf herum. Darüber ist er krank geworden. Ja, ja, 's ist wol auch fürchterlich genug. Na, wenn er's nur übersteht. Es wär' schad' um das junge Leben, wenn er auch hinüber müßt'! Und die arme gnä' Frau is so schon schlecht g'nug d'ran, wenn ihr das einzige Kind auch noch wegsterbet, müßt' ihr doch rein 's Herz brechen.“

Paula empfand eine wahrhafte Erleichterung, als bald darauf Doktor Rellbach in das Zimmer trat. Dieser befühlte dem Fiebernden den Puls, maß seine Temperatur und ließ sich von der Wärterin über den Verlauf der seit seinem Morgenbesuch verflossenen Stunden genauen Bericht erstatten. Dann

schrieb er ein neues Recept, und nachdem er der Pflegerin noch einige mündliche Anordnungen gegeben, winkte er Paula, ihm in das Nebenzimmer zu folgen.

„Es steht nicht gut mit unsern Patienten,“ sagte er, nachdem er die Thür hinter sich zugedrückt. „Trotzdem gebe ich die Hoffnung noch nicht auf, beide heraus zu bringen. Freilich muß ich sehen, eine zweite Wärterin zu beschaffen, die bei Frau von Lohr die Nachtwache übernimmt. Denn Fanni ist auf die Dauer hierfür nicht kräftig genug. Und wenn auch d i e krank würde, wäre des Elends wirklich allzuviel. Was Sie betrifft, liebes Fräulein, so habe ich nichts dagegen, wenn Sie Frau von Lohr einen kurzen Besuch abstatten. Sie hat nach Ihnen gefragt, und ich denke, es wird sie freuen und beruhigend auf sie wirken, ihre liebe, junge Freundin zu sehen. Aber Vorsicht, große Vorsicht müssen Sie walten lassen. Von dem geschehenen Unglück darf absolut nicht die Rede sein. Jede Erinnerung daran könnte für die Kranke die schlimmsten Folgen haben. Auch dann, wenn sie selbst es versuchen sollte, was ich jedoch nicht glaube, das Gespräch darauf zu lenken, so bitte ich Sie, auf keinen Fall darauf einzugehen. Ich verlasse mich auf Ihre Gewandtheit, jede Berührung dieses Themas zu vermeiden; anders könnte ich Ihnen die Erlaubnis zu dem Besuche nicht erteilen.“

Damit reichte ihr Doktor Rellbach die Hand zum Abschied und Paula that nach seiner Weisung.

Zwei Tage später teilte sie ihm jedoch mit, daß sie in der Lage sei, ihr Anerbieten, bei Frau von Lohr die Nachtwache zu übernehmen, zu wiederholen. Eine verwitwete Cousine ihrer Mutter, die ein paar Bahnstunden von der Residenz entfernt ein kleines Gütchen angekauft, das sie mit ihrem Sohne selbst bewirtschaftete, hatte Wilhelm zu sich geladen, um ihm Gelegenheit zu geben, bis zum Anbruch der rauhen Spätherbst-Witterung noch einige Wochen erfrischenden Landlebens zu genießen. So war Paula frei, über ihre von ihrer Berufsthätigkeit zu erübrigende Zeit nach eigenem Gutdünken zu verfügen und sie freute sich, dieselbe nutzbringend für ihre Freunde verwenden zu können.

Der Doktor wollte anfänglich von der Ausführung dieses Vorhabens freilich nichts wissen, da er meinte, Paula bedürfe einer ungestörten Nachtruhe zur Erhaltung ihrer Gesundheit und der ihr so nötigen Arbeitskraft. Da sie jedoch auf ihrem Vorschlage bestand, einigte man sich endlich dahin, daß Paula abwechselnd mit Fanni jede zweite Nacht die Krankenpflege bei Frau von Lohr übernehmen sollte.

II.

Drei schwere und bange Wochen waren in dieser Weise vorübergegangen. Doktor Rellbachs tüchtigem ärztlichem Wissen und der vorsorglichen Pflege, welche den Kranken zuteil geworden, war es gelungen,

das Leben beider zu erhalten. Frau von Lohr brachte nun schon täglich mehrere Stunden außer dem Bette zu, und da auch ihre Nächte ruhig und ohne Wiederholung der gefahrvollen Anfälle ihres Leidens verliefen, konnte Paula ihre Aufgabe an deren Seite als gelöst betrachten und daran denken, wieder in ihr eigenes Heim zurückzukehren, umsomehr, da nun auch ihres Bruders Rückkehr binnen Kurzem zu erwarten stand.

Langsamer ging Konrads Genesung von statten. Aber auch er befand sich zur Stunde bereits auf dem Wege der Reconvalescenz und heute hatte er um die Mittagszeit zum ersten Mal sein Lager verlassen.

Einige Male schon hatte die Mutter eine kurze Zeit am Krankenbett ihres Sohnes verweilt, der strikten Anordnung des Doktors gemäß jedoch immer nur im Beisein eines Dritten, denn zu sehr glaubte er befürchten zu müssen, daß im Falle ihres Alleinseins zwischen ihnen jene Ereignisse zur Sprache kämen, deren lebhafte Wachrufung im Seelenleben der Kranken eine den weiteren Fortschritt ihrer Wiederherstellung gänzlich in Frage stellende Aufregung hervorrufen würde. Allerdings wußte er, daß eine Aussprache zwischen Mutter und Sohn über jenes schreckliche Geschehnis, das den Ausgangspunkt ihrer beider sie an den Rand des Grabes führenden Erkrankung bildete, endlich doch stattfinden müsse, und nicht ohne ernste Sorge

dachte er an die Wirkung einer solchen. Aber immerhin sollte sie wenigstens so lange Zeit hintangehalten werden, bis ihre Gesundheit sich würde soweit gefestigt haben, daß die hierdurch unvermeidlich verursachte Nervenerschütterung keine Recidive mit sich bringen müße.

Es war ein freundlicher Herbsttag gegen Ende Oktober. Von dem blaßblauen Himmel sandte die Sonne ihren milden Strahl durch die weitgeöffneten Fenster in das Zimmer herein. Als mattgelber Streifen huschte er auf der Tapete auf- und abwärts, in dem auf dem Tische stehenden Trinkglase brach er sich in schillernden Regenbogenfarben, das eben erblühte Monatsröschen auf dem Fensterbrette ließ er in lebhafterem Rot erglühen und auf der Decke von Konrads Lager rollte er wie ein goldenes Ei hin und wieder.

Frau von Lohr hatte soeben ihr Nachmittagsschläfchen beendet und sich mit Paula, die heute frei hatte, denn es war an einem Sonntage, in Konrads Zimmer begeben. Jetzt saß sie in ihrem Fauteuil zurückgelehnt am Fenster, sinnend in's Freie schauend und ab und zu einen traurigen Blick nach ihrem Sohne hinübersendend, der mit halbgeschlossenen Lidern in seinem Bette lag. Konrad machte ihr große Sorge. Jemehr seine Genesung fortschritt und seine Kräfte wiederkehrten, umsomehr schien sich seiner ein tiefer Trübsinn zu bemächtigen, den nichts zu bannen vermochte.

Stundenlang stierte er, in düsteres Grübeln versunken, teilnahmslos und gleichgültig gegen seine Umgebung, vor sich hin. Hielt er ein Buch in der Hand, so las er nicht darin; versuchte man es, ihn in ein Gespräch zu ziehen, so ließ er es fallen, als ob es ihn ermüde, und zugleich zeigte er bei den unbedeutendsten Anlässen eine nervöse Gereiztheit und Heftigkeit, die seiner Mutter an ihm völlig fremd war. Der Arzt tröstete sie freilich damit, dies alles werde sich wieder von selbst geben, wenn Konrad nur erst wieder vollkommen genesen sei. Sie aber glaubte, daß die Ursache dieser Erscheinungen tiefer liege und wie ein drohendes Schreckensgespenst zuckte manchmal ein Gedanke durch ihre Seele, der sie mit bangem Grauen erfüllte und den sie trotz alles Ankämpfens dagegen nicht gänzlich loszuwerden vermochte.

Paula blätterte in einem Packet Zeitungen, die sich ungelesen während der letzten Wochen aufgestapelt hatten; hin und wieder las sie den einen oder andern Artikel vor, ein Feuilleton, eine Kunstnachricht, die Besprechung einer neuen literarischen Erscheinung oder irgend eine schnurrige Anekdote, oder sie streute eine kurze Bemerkung ein über eben Gelesenes. Plötzlich aber unterbrach sie ihre Lektüre, indem sie mit freudig gespannter Miene an Frau von Lohr die Frage richtete:

„Erinnern Sie sich noch, gnädige Frau, unseres hübschen Ausfluges in den Prater, den wir

zur Feier Ihres Geburtstages unternahmen? — Als wir bei einem kleinen Imbiß im dritten Kaffeehause Rast hielten, kam ein Agent eines Wechselhauses an unseren Tisch und bot uns zwei Promessen der ***schen Lose zum Kaufe an, wie er behauptete, die letzten, die er noch besaß. Ihr Sohn kaufte eine derselben, indem er bemerkte, an Ihrem Geburtstage erworben, müsse sie Ihnen Glück bringen. Können Sie mir deren Serie und Nummer nicht nennen?“

Frau von Lohr lächelte.

„Auswendig weiß ich sie wol nicht. Ich muß eben nachsehen. Wozu aber diese Frage? Sie glauben doch nicht, daß wir etwa das große Los gewinnen werden?“

„Das allerdings nicht. Aber wenn ich mich in der Nummer der Promesse nicht irre — und ich glaube sie mir gemerkt zu haben — so wurde das Los mit einem Gewinnst von tausend Gulden gezogen. Hier in dem Blatte von vorgestern ist die Liste der gezogenen Treffer angegeben.“ Und sie reichte Frau von Lohr die Zeitung hinüber.

„Ach, ich glaube es nicht,“ erwiderte diese, indem sie einen flüchtigen Blick auf die verzeichneten Zahlen warf. Zu so etwas muß man Glück haben, und — weiß Gott — wir haben keines. Sie täuschen sich gewiß, meine Liebe.“ Und indem sie mit zitternder Hand in ihrer Kleidertasche wühlte, und daraus einen kleinen Schlüssel hervor=

holte, den sie Paula entgegenhielt: „Wenn Sie aber die Güte haben wollten, nachzusehen — in der Kassette auf dem Trümeau neben dem Bücherschrank werden Sie die Promesse finden.“

Paula nahm den Schlüssel und eilte davon. Bertha aber seufzte:

„Ich glaub' es nicht, nein, ich glaub' es nicht! Tausend Gulden, welch eine Erleichterung unserer Lage wäre dies! Genug, um mit den dringendsten Rückständen in Ordnung zu kommen und dem guten Doktor die Summe zurückzuerstatten, die er während unserer Krankheit für uns ausgegeben ...“

Wenige Minuten später kam Paula behenden Fußes zurückgestürmt.

„Hurrah! ich gratuliere!“ rief sie schon im Nebenzimmer, das Glückspapier wie eine Fahne mit der Hand schwenkend. „Ich habe Recht, Ihre Nummer ist gezogen!“

Frau von Lohr errötete vor Freude, und Konrad, der bis dahin der Lektüre und den Gesprächen der anderen völlig apathisch zugehört, setzte sich in seinem Bette auf und während ein zufriedenes Lächeln über seine Züge glitt, rief er: „Siehst Du, Mama, Dein Geburtstag hat uns Glück gebracht!“ Doch nur für wenige Augenblicke hatte sich sein Angesicht aufgeheitert, plötzlich umdüsterte es sich wieder und mit demselben Ausdruck finsteren Trübsinns, der wie eine dunkle Wolke nun so beständig über seinem Antlitz lag, sank er in seine Kissen zurück,

um abermals in sein gewohntes, teilnahmsloses Schweigen zu verfallen.

Die anderen waren in diesem Augenblick jedoch zu freudig erregt, um diese Wandlung in seiner Stimmung zu beobachten.

Paula wurde die Promesse eingehändigt und gebeten, am folgenden Morgen den Gewinn zu beheben, welche Abmachung Frau von Lohr allerdings immer wieder mit der Äußerung ihrer Befürchtung unterbrach, daß am Ende doch nicht sie die glücklichen Gewinner seien, denn es könne in der Angabe der betreffenden Nummer in dem Zeitungsblatte wol ein Druckfehler sich eingeschlichen haben. Von solchen Dingen habe sie schon wiederholt gehört, meinte sie. Kürzlich erst, d. h. etwa vor einem halben Jahre, habe ein derartiger Druckfehler einem armen Flickschneider vom Lande das Leben gekostet. Er las die Nummer seines Loses als Haupttreffer mit einem Gewinnst von 50 000 Gulden gezogen, und als er, außer sich vor Freude, zur Stadt eilte, um sich das Geld auszahlen zu lassen, stellte es sich heraus, daß in dem Abdruck der Ziehungsliste, der ihm zu Händen gekommen war, statt einem Fünfer ein Achter gesetzt worden und daß sein Los, statt den Haupttreffer gemacht zu haben, nur mit der Einzahlungssumme gezogen worden. Der arme Teufel wurde aus Schreck und Verzweiflung über die grausame Enttäuschung vom Nervenschlage gerührt.

Ihrer Befürchtung eines derartigen, ihre Freude

über den kleinen Gewinnst zunichte machenden Druckfehlers ungeachtet, fing Frau von Lohr aber doch bereits an, mit Paula darüber Rat zu halten, auf welche Weise diese in Aussicht stehende Summe am besten zu verwenden sein werde, welche Zahlungen und Anschaffungen die dringendsten seien und von welchen, als minder unerläßlich, abgesehen werden könne. Denn während der letzten Wochen intimsten Verkehrs der beiden Damen und der opferfreudigen Pflege, welche der Schwerleidenden von Paula zuteil geworden, hatte jene das junge Mädchen so innig in ihr Herz geschlossen, daß sie dasselbe auch in jeder Richtung in ihr vollstes Vertrauen zog.

Im Verlaufe dieser Beratungen trat Fanni in das Zimmer, um den Tisch zur Jause zu decken, die heute gemeinschaftlich genommen werden sollte, und selbstverständlich zögerte Frau von Lohr keinen Augenblick, den unerwarteten Glücksfall der lang- und treubewährten Dienerin mitzuteilen, welche nun ihrerseits — war sie ihrer gütigen Herrin doch mit aufrichtiger Anhänglichkeit zugethan — darüber eine noch weit lebhaftere Freude an den Tag legte als die Uebrigen.

So verliefen die kurzen Stunden, bis es Zeit wurde, daß Frau von Lohr sich zur Ruhe begebe, in so froh gestimmtem Geplauder, wie es innerhalb dieser Wände schon seit langem nicht mehr gehört worden.

Nur Konrad verharrte in seiner teilnahmslosen

Melancholie und schien kaum zu hören, was um ihn herum gesprochen wurde. Und selbst als Paula am nächsten Morgen mit dem als Gewinnst behobenen Geldbetrag dahergeeilt kam und seine Mutter mit stillem Lächeln ihm die Banknoten vorzählte, mit deren Hilfe sie nun ihre bedrängte Lage würden erheblich erleichtern können, auch dann zog nur ein flüchtiger, sichtlich erzwungener Ausdruck von Zufriedenheit über seine starren Züge, um im nächsten Augenblicke wieder von dem seiner gewohnten stumpfen Apathie verdrängt zu werden.

Mit traurigem Kopfschütteln verließ Frau von Lohr das Zimmer ihres Sohnes, der unter dem Vorwande, zu schlafen oder zu lesen, den größten Teil des Tages zubrachte. Ihre Freude über den unverhofften Gewinnst, der, so gering er vielen Anderen erschienen wäre, in ihren beschränkten Verhältnissen doch als ein wirkliches Glück betrachtet werden mußte, wurde durch die Wahrnehmung der durch nichts aufzuheiternden Seelenstimmung Konrads gar sehr herabgemindert und sie nahm sich vor, bei ihres ärztlichen Freundes nächstem Besuch mit diesem ernstlich Rat zu halten. So durfte man die Dinge nicht fortgehen lassen. Wenn sich der kranke Gemütszustand ihres Sohnes, der auf ein durch seine Krankheit hevorgerufenes, tiefes psychisches Leiden hinzudeuten schien, nicht binnen Kurzem von selbst besserte, mußte etwas geschehen, um eine Änderung herbeizuführen. Konrad sollte

sich einer geeigneten Kur unterziehen oder eine kleine Erholungsreise antreten. Ein Teil der so unerwartet ihr in den Schoß gefallenen Summe Geldes konnte hiefür ja wol verwendet werden.

Während Frau von Lohr derart über das verstörte Wesen ihres Sohnes nachgrübelte, lag jener, um den sich ihr sorgenvolles Denken drehte, halbangekleidet und die müden, abgemagerten Glieder von einer alten, fadenscheinigen Reisedecke verhüllt, auf seinem Divan.

Er war völlig verändert. Die trübsinnige Gleichgültigkeit, die ihn, *wenn die Andern ihn umgaben, stets zu beherrschen schien*, war gewichen; in dem sonst so starr und kalt blickenden Auge flackerte fieberhafte Erregung.

Seit jenem furchtbaren Augenblick, da er seinen Vater, von seiner Faust niedergestreckt, tot vor sich liegen gesehen, zerwühlte das entsetzliche Bewußtsein seines begangenen Verbrechens seine Seele. Selbst in die Wahnvorstellungen, die seinen umnachteten Geist im Fieberparoxismus umgaukelten, drängte sich wie eine grauenvolle Spukgestalt das Bild seines ermordeten Vaters, und jemehr seine Genesung vorgeschritten war und sein von der Überfülle des sich andrängenden Blutes sich allmälig entlastendes Gehirn wieder richtig zu funktionieren begonnen hatte, ward die während seiner Krankheit nur dunkle Erinnerung an seine Schuld zu grausigerer Deutlichkeit geklärt, und Tag und Nacht, im Wachen

und im Traume, in den Stunden der Einsamkeit und inmitten der ihn mit aufopfernder Sorgfalt betreuenden Pfleger wuchtete der ihn mit stummer Verzweiflung erfüllende Gedanke auf seiner Seele: ich habe meinen Vater erschlagen!

Anfänglich hatte ihn ein wilder, ungestümer Drang erfaßt, einem Jeden, der ihm nahte, es in's Gesicht zu schreien, daß er ein Mörder sei, daß er an seinem eigenen Vater zum Totschläger geworden. Man möge ihn den Gerichten überantworten, auf daß er seine entsetzliche Schuld büße.

Aber dennoch hatte er geschwiegen, hatte keine Silbe sich entschlüpfen lassen, die an seiner Unthat hätte zur Verräterin werden können. Und allmälig, ganz sachte, gewöhnte er sich an dieses Schweigen; der stürmische Drang, sich seines Verbrechens laut anzuklagen, verwandelte sich in leise Hoffnung, daß es unentdeckt bleiben möchte, und durch das düstere Dunkel seiner reuevollen, verzweifelten Selbstvorwürfe zuckte wie ein greller Blitz der jäh auftauchende Gedanke: Recht hab' ich gethan, diesen Schurken zu tödten: er verdiente nichts besseres. Dadurch, daß ich die Welt von seinem Dasein befreit, hab' ich den Menschen eine Wolthat erwiesen. Nicht Strafe gebührt mir, sondern Ehre, daß ich den Elenden gerichtet, der keinen andern Rächer und Richter fand.

Ein Unglücklicher, der von den Qualen des

Hungers gepeitscht, seine zitternde Hand nach fremdem Gute ausstreckt, und sei es nur der kleinste Teil des Besitzes eines in strotzendem Überfluß schwelgenden Reichen, wird vom strafenden Arm des Gesetzes gefaßt und wandert ins Gefängnis für sein Vergehen, das in nichts bestand als in der Befriedigung des berechtigten Naturtriebes der Selbsterhaltung. Ja, selbst auf dem Bettel steht Strafe. Die Glieder unserer ordnungsliebenden Gesellschaft wollen in dem ruhigen Genuß ihres sich rechtmäßig — oder auch unrechtmäßig, wenn nur auf schlaue Weise — angeeigneten Besitzes nicht gestört werden durch den Notschrei ihrer darbenden Brüder. Darum wird derjenige bestraft, der in der Bedrängnis seines Elends den lieben Nächsten mit der Bitte um ein Almosen zu belästigen sich unterfängt. Aber kein Gesetz giebt es, das dem schurkischen Treiben eines Mannes Einhalt geböte, der wie ein Vampyr sich vom Blute Anderer nährt; dessen ganzes Leben und Streben darauf gerichtet ist, ohne eigene Gegenleistung von den Früchten Anderer Arbeit und Mühe zu zehren; dessen Thun und Lassen die Qual und Last der Andern bildet; dessen Dasein die Andern mordet. Ja, mordet! Langsam, unauffällig, ohne gegen einen Paragraphen des Strafgesetzes zu verstoßen — aber dennoch mordet. Denn hätte mein Arm Jenen nicht tödtlich getroffen, so wäre er an meiner Mutter, seinem Weibe, zum Mörder geworden! Wie lange hätt' es noch währen können

daß ihre Lebenskraft den Angriffen, welche der unermeßliche Kummer über den Verworfenen ihr verursachte, hätte widerstehen können! Und hatte er nicht selbst seine Hand gegen sie erhoben? Sie oder er, das Leben Eines der beiden war verwirkt. Ich habe den tödtlichen Streich von ihr, der Reinen, der Schuldlosen, der Edlen, abgewendet und auf den gelenkt, der den Tod verdiente.

Indem die menschliche Gesellschaft gewisse Handlungen, durch welche die berechtigten Interessen des Gemeinwesens geschädigt werden, durch Staatsgesetze verbietet und deren Vollzug mit mehr oder minder empfindlichen Bußen belegt, und indem sie den Verbrecher in manchen Fällen für eine gewisse Zeit oder für immer, sei es durch Entziehung seiner Freiheit oder durch die Todesstrafe unschädlich macht, stellt sie sich gegen das gemeinschädliche Individuum auf den Standpunkt der Notwehr, geradeso wie man auch schädliche Pflanzen und Tiere vernichtet. Das ganze Strafrecht ist nichts als eine Schutzmaßregel, welche die Gesammtheit als Notwehr gegen die Eingriffe des Einzelnen in ihr Wol geschaffen hat. Und ganz ebenso war es auch ein Akt der Notwehr, welchen ich gegen den Elenden ausgeführt habe und dem er erlegen ist, geradeso wie wenn ein Wegelagerer bei einem räuberischen Überfall von dem sich gegen ihn verteidigenden Angegriffenen verwundet oder getötet wird. Und da sollte ich nicht recht gethan haben?

Ja freilich! Die Gesetze unserer Kulturstaaten verbieten solche Akte der Selbsthilfe. Dem von einem Andern beschädigten Einzelwesen sprechen sie das Recht nicht zu, an Jenem zum Richter und Vergelter zu werden. Der Übelthäter muß erst die Gefälligkeit haben, sich fangen und einsperren zu lassen; man muß ihm den Proceß machen, muß alles hübsch ordentlich zu Protokoll nehmen; vom Staate bestellte und besoldete Beamte müssen für und wider seine Schuld lange Reden halten und die zum Richteramt eingesetzten Männer müssen über seine Schuld oder Schuldlosigkeit aburteilen und je nachdem eine in den bestimmten Artikeln des Gesetzbuches normierte Strafe über ihn verhängen. Der Staat hat sich das Recht herausgenommen, durch den Mund seiner Beamten über Freiheit und Kerkerhaft, über Leben und Tod des Angeklagten sein Urteil zu fällen. Dem Einzelnen, dem von dem verbrecherischen Angriff Betroffenen selber steht das Recht beileibe nicht zu, selbst Rache zu nehmen, an dem Verbrecher selbst Strafe zu üben. Wer sich dessen unterfängt, wird ebenso straffällig, wie der Angreifer selber. Die Freiheit, das Leben, die körperliche Sicherheit des größten Übelthäters muß dem durch ihn Beschädigten heilig und unantastbar gelten.

Im Kriege, da ist es freilich etwas anderes. Wenn die Regierung eines Staates einmal die Erklärung erlassen hat: Es sei Krieg! dieses oder jenes Volk ist unser Feind! D'rauf! — dann

wendet sich das Blatt urplötzlich. Das Leben der Andern — und sie sind doch auch unsere Brüder und gar keine Missethäter, sondern wackere Soldaten und Patrioten wie wir selber — verliert plötzlich sein unantastbar heiliges Recht. Und jemehr Einer zu Gefangenen macht oder hinmordet, ein desto gefeierterer Held wird er. Ruhm, Lorbeer und Orden sind sein Lohn. Ich aber, ich oder ein Anderer, der einen Wüstling und Schurken, der Glück, Gesundheit und Leben meiner Mutter durch seine Schandthaten vernichtete, zu Tode brachte, weil der Arm der strafenden Gerechtigkeit ihn anders nicht hätte zu erreichen vermocht, weil es andern Schutz und Hilfe gegen ihn nicht gab, ich hätte mich hierdurch eines schweren Verbrechens schuldig gemacht, und lebenslange Kerkerhaft oder der Galgen wäre mein Lohn . . .

Solchem Wahnsinn soll ich mich unterwerfen? Für eine That völlig berechtigter Verteidigung meiner Mutter gegen die ihr Leben bedrohenden Angriffe eines Scheusals, welche ich auf keine andere Weise abzuwehren vermochte, soll ich die Schmach einer entehrenden Strafe über mich ergehen lassen? — Nimmermehr! Menschliche Satzungen mögen gegen mich sprechen: das natürliche Recht, das mit jedem Menschen geboren wird, gleichviel ob er der Sohn eines wilden Stammes oder das Glied eines von dem trügerischen Firnis einer brüchigen, lückenhaften Zivilisation überzogenen Kulturstaates sei, dieses

natürliche Recht spricht mich frei von jeglicher Schuld. Dieses Recht gestattet Jedem, sich seiner Feinde zu erwehren, so gut er es vermag. In allen Fällen, wo die Gewalt der Gesellschaft, der er angehört, nicht ausreicht, ihn vor den Angriffen eines Feindes zu schützen, ist Jeder berechtigt, sich selber zu schützen. Wer von einem reißenden Tiere angefallen wird, schießt oder schlägt es nieder. Wer in der Wildnis von Räubern überfallen wird, erwehrt sich ihrer, gleichviel, ob sie dabei um's Leben kommen. In gleicher Lage befand ich mich. Alle Mittel, um meine Mutter und mich selbst vor den unsere Existenz bedrohenden Angriffen jenes Schurken zu schützen, waren mir dadurch, daß meine Mutter sich all meinen Vorschlägen, ihn unschädlich zu machen, widersetzte, genommen. So blieb mir nichts anderes übrig, als zu thun, was ich gethan. Nur Zufall war es im Grunde, daß Jener, von meinem Arm niedergeschleudert, sich zu Tode fiel. Aber wäre selbst dieser Zufall nicht eingetreten — ich hätte daran wolgethan, die Welt von diesem schädlichen Reptil zu befreien, es mit Vorbedacht aus dem Leben zu schaffen . . .

Indem Konrad auf diese Weise den Gedankenfaden seiner Rechtfertigung spann und mit der in demselben Maße, als seine Genesung vorschritt, sich immer mehr kräftigenden Denkfähigkeit seines Gehirns Grund um Grund ausgrübelte, um die Thatsache, daß sein Vater von seiner Hand getötet

worden, statt als ein Verbrechen, als einen Akt berechtigter Verteidigung und Rache darzustellen, wuchs und festigte sich der Vorsatz in seinem Willen, seine That geheimzuhalten und die Sachlage, wie sein Vater um's Leben gekommen war, nicht zur Entdeckung gelangen zu lassen. Denn so sehr er sich auch abmühte, und so vortrefflich es ihm auch gelang, vor sich selber seine Rechtfertigung zu begründen, gab er sich doch keinen Augenblick dem Glauben hin, daß die sonderbare Logik seiner Beweisführung auch von den gesetzlichen Richtern zu Recht anerkannt und daß seine Rechtfertigungsgründe von ihnen als ausreichend würden betrachtet werden, um für die von ihm begangene That den Freispruch von Schuld erwirken zu können.

Aber nicht allein diese in seinem Urteil immer tiefere Wurzeln schlagende Überzeugung seines Rechtes und das aus dieser Überzeugung sich ergebende Gefühl, daß er für das, was er gethan, eine Strafe nicht verdiene und daß er deshalb — weil eine solche, infolge der, seiner Ansicht gemäß, den natürlichen Menschenrechten keine Rechnung tragenden bestehenden Gesetze, im Entdeckungsfalle doch unvermeidlich wäre — vollkommen berechtigt sei, seine That zu leugnen; nicht diese Überzeugung allein bildete die Triebfeder seines Entschlusses, den wahren Sachverhalt zu leugnen: dieser Entschluß wurde auch durch den Gedanken an seine Mutter wesentlich unterstützt, nämlich durch die Erwägung, daß

die Enthüllung der Wahrheit ein noch weit furchtbareres Elend über sie bringen würde, als jenes gewesen, das er mit verzweifeltem Arm von ihr abgewendet. Stünde er allein in der Welt, so könnte er sich den Richtern ausliefern. Er würde ihnen sagen: das hab' ich gethan; ich mußte es, ich konnte nicht anders! Mochten sie dann über ihn aburteilen und über ihn eine Buße verhängen, welche das Gesetz und ihr Gewissen ihnen vorschrieb. Doch um seiner Mutter willen mußte er schweigen. Wenn sie es wüßte, daß ihr Sohn zum Verbrecher, zum Mörder seines Vaters geworden — es würde ihr das Herz darüber brechen. Und wahrlich, besser wäre es gewesen, sie wären beide zu Grunde gegangen, dem Schicksal erliegend, doch mit reinen, schuldlosen Händen. Nutzlos hätte er das Blut seines Vaters vergossen; indem er diesen erschlagen, hätte er sich auch zum Mörder seiner Mutter gemacht ... Und selbst, wenn das schlimmste abgewendet werden könnte, wenn sie dem Streich, den ihres Sohnes verbrecherische Hand nach ihrem Herzen führte, nicht erläge — was dann? Der bittersten Not würde sie anheim fallen. Der Hunger würde sie töten. Wenn er, ihr Ernährer, gerichtet, im Kerker, wer würde für sie arbeiten, wer würde ihr Brod und Obdach erwerben? —

So sann und grübelte Konrad und webte sich immer fester in ein unzerreißbares Gedankennetz von Vorstellungen und Schlußfolgerungen, welche es

ihm als unabweisbare Pflicht erscheinen ließen, zu schweigen und seine That zu verbergen.

Doch sein Entschluß brachte ihm keinen Frieden. Er hatte gut, alle seine Motive immer und immer wieder vor seinem geistigen Auge Revüe passiren zu lassen, sie mit haarspaltender Urteilsschärfe auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen und auf dem von seinem Denken nun einmal eingeschlagenen Weg stets wieder zu dem Ergebnis der Notwendigkeit und Berechtigung seiner Entscheidung zu gelangen: in seiner Seele braunte ein dumpfes, heißes Wehe, daß sich durch die Macht all seiner Klügeleien nicht hinwegdrängen ließ, und trotz alles Denkens und Raisonnirens brachte er die quälende Stimme nicht zum Schweigen, die ihm unaufhaltsam zuschrie: Mörder! gehe hin, klage deine Schuld und nimm die Buße auf dich, auf daß du entsühnt werdest! — —

Dieser Zwiespalt in seinem Innern schuf ihm eine Hölle, deren Peinen seine geschwächten Nerven qualvoll überreizten, ihn mit apathischer Teilnahmslosigkeit gegen alle und alles erfüllte, was nicht in unmittelbarem Bezug zu dem ihn gänzlich absorbirenden Gedankenkreis stand; die seine Gemütsstimmung verbitterte und ihn bei dem geringsten Anlaß in ungeduldige Heftigkeit ausbrechen ließ, als wäre ihm die schwerste Beleidigung widerfahren. Die Anwesenheit eines Jeden, jedes Gespräch, in das man ihn zu ziehen versuchte, ärgerte ihn, da es ihn in seinem dumpfen Hinbrüten störte, das

ihn quälte und von dem er sich doch nicht loszureißen vermochte. Zudem zitterte er *immer*, durch einen unbedeutenden, geringfügigen Zufall sein Geheimnis zu verraten, oder er befürchtete plötzlich, schon verraten zu sein und lauerte auf jedes gesprochene Wort, ob es ihm nicht die Gewißheit gebe, daß die Andern um sein Verbrechen wüßten. So ward er mißtrauisch und argwöhnisch gegen alle, die ihn umgaben, selbst gegen Paula, gegen den Doktor und gegen seine Mutter, und bildete sich ein, daß sie alle mitsammen in einem Komplotte seien, um die Beweise seiner Schuld ausfindig zu machen und ihn den Gerichten zu überliefern. Am liebsten war es ihm, wenn man ihn allein ließ; dann konnte er wenigstens ungestört seinen Gedanken nachhängen und stundenlang die mühsam ausgetüftelten und in unermüdlicher Rastlosigkeit sich unzählige Male wiederholten Beweisgründe für seine Selbstentlastung von einer moralischen Schuld abermals und abermals sich vorsagen.

III.

Auch heute rollte er, wie immer, dieselben trostreichen und doch nimmermehr ihn wirklich tröstenden Ideen in seinem gemarterten, heißen Gehirn hin und her. Dabei ward ihm allmälig zu Mute, als sei derjenige, der die verbrecherische That begangen, nicht er selber, sondern ein Anderer, er

aber: sei der Anwalt des Angeklagten, der vor den Schranken des Gerichtshofes dessen Verteidigung zu führen habe. Und in langer, wolgefügter Rede reihte er Grund an Grund, um die Unschuld seines Klienten darzuthun und den Beweis zu führen, daß dessen That nicht als ein Verbrechen betrachtet werden dürfe, sondern als sein gutes Recht, als Pflicht der Verteidigung seiner Mutter, deren Leben schutz- und wehrlos dem Überfall eines wutentbrannten Ungeheuers preisgegeben war, und das er nicht anders aus dessen Händen zu erretten vermochte, als dadurch, daß er jenes Scheusal niederschlug.

„Ja gewiß ist es wahr, und keinem vernünftigen Menschen wird es beifallen, es leugnen zu wollen" — so perorierte Konrad — „daß in einem durch Gesetz und Sitte geordneten Gemeinwesen niemandem das Recht zustehen könne, über Tod und Leben eines Menschen, und hätte derselbe sich auch der größten Verbrechen schuldig gemacht, aus eigener Willkür ein Urteil zu fällen, und noch viel weniger, ein aus eigener Machtvollkommenheit gefälltes Todesurteil zu vollstrecken. Das Leben eines Jeden, auch des schändlichsten Missethäters, ist unantastbar; es steht unter dem Schutz des Gesetzes, unter dem Schutz der Gemeinschaft, welcher allein es zukommt, die Schwere der Vergehungen der gegen das allgemeine Wol sich versündigenden Glieder der Gesellschaft zu prüfen und an der Hand der zur Auf-

rechthaltung der Ordnung und zur Wahrung der allgemeinen Sicherheit, welche die Grundlage des Woles der Gemeinschaft und jedes Einzelnen bildet, geschaffenen Gesetze über das Maß der Strafe zu urteilen, welche für die begangenen Übelthaten verhängt werden soll. Nicht nur dem Begriff eines Rechtsstaates würde es zuwiderlaufen, noch mehr, wir würden in einen Zustand des Krieges Aller gegen Alle verfallen, alle Errungenschaften der Kultur und Civilisation würden zerstört und wir würden auf eine Stufe der vollsten, wildesten Barbarei zurücksinken, wollten wir in unseren Anschauungen dem Prinzipe Eingang verschaffen, daß das Individuum, als solches, das Recht habe, für ihm selbst oder einem andern zugefügte Unbilden sein eigener oder dieses Andern Rächer zu werden. Die Gemeinschaft allein, die Gesellschaft, der Staat hat das Recht und die Pflicht, über das allgemeine und über des Einzelnen, als über eines Gliedes der sozialen Kette, Wol und Sicherheit zu wachen, sie zu schirmen und die frevelhaften Verletzungen derselben, kraft der zu ihrem Schutze aufgestellten Gesetze zu züchtigen. Gewiß, die Notwendigkeit der strikten Aufrechthaltung dieses Prinzipes begreift Jeder und nur ein Wahnsinniger könnte sich versucht fühlen, daran zu rütteln.

„Allein trotz der allgemeinen Richtigkeit dieses unentwegbar festzuhaltenden Grundsatzes können Ausnahmsfälle sich ereignen, in welchen durch besonders

komplicierte Umstände die thatsächliche Lage der Dinge in einer Weise verschoben wird, daß durch ein hartnäckiges Anklammern an den Buchstaben des Gesetzes dem Geiste und dem Zwecke des Gesetzes zuwidergehandelt würde. So absurd es auch klingen mag, so ist es demungeachtet unleugbar wahr, in solchen Ausnahmefällen stehen wir vor der Entscheidung: ob der Staat um der Gesetze willen oder die Gesetze um des Staates willen existieren. Die Frage scheint lächerlich, und doch, erwägen Sie es wol, in manchen Fällen handelt es sich thatsächlich um Entscheidung dieser Frage. Es giebt wahrhaftig solche Fälle, wo ein gedankenloses, starres Festhalten an den Gesetzesparagraphen den eigentlichen wirklichen Missethäter straflos würde ausgehen und den Schuldlosen der Strafe würde verfallen lassen. In einem solchen Falle erweist es sich dann thatsächlich als die Aufgabe der Hüter des Gesetzes, von dessen Buchstaben abzusehen und, demselben scheinbar entgegen, dem Zwecke des Gesetzes entsprechend ihr Urteil zu fällen. Denn thäten sie dies nicht, so müßte man wahrlich sagen, daß in ihren Augen nicht die Gesetze des Staates wegen, sondern der Staat der Gesetze wegen da sei.

„Indem ich diese Behauptung aufstelle, will ich durchaus nicht etwa mich auf den bei den Franzosen so modern gewordenen Standpunkt des „Tue-la!“ stellen, welchem zufolge jeder betrogene Ehemann

berechtigt wäre, seine Gattin totzuschlagen, jede verlassene Geliebte, die sich an dem Ungetreuen durch dessen Verstümmelung oder Ermordung rächt, von den Geschworenen freigesprochen und von dem Publikum ob dieses Freispruches mit Enthusiasmus bejubelt wird. Nein, wahrlich, eine derartige Auffassung der Berechtigung zur Rache steht sowol mit den Rechtsbegriffen eines hochentwickelten moralischen Sinnes als auch mit dem vorhin erwähnten Grundprinzip der modernen Gesetzgebung, welchem gemäß das Leben eines Jeden, auch eines Übelthäters, und auch dem von ihm Verletzten gegenüber, unter dem Schutze der Gemeinschaft steht, in krassem Widerspruch. Nimmermehr kann die Rache für berechtigt gelten. Möge sie vom rein natürlichen Gesichtspunkte, d. h. vom Gesichtspunkte eines Menschen, der außerhalb der Schranken eines geordneten Gemeinwesens steht, als noch so entschuldbar erscheinen: Gesetz und Sitte verurteilen sie in gleicher Weise. Aber die Ausnahmsfälle, wie ich sie im Auge habe, wenn ich sage, daß ihnen gegenüber ein an dem Wortlaut des Gesetzes sich festhaltender, statt aus dem Geist des Gesetzes geschöpfter Urteilsspruch, anstatt des wirklich Schuldigen, den Unschuldigen mit der Strafe treffen würde — solche Ausnahmsfälle sind ganz anderer Art. Nicht um das brutale, barbarische Recht, erlittene Unbill zu rächen, handelt es sich in diesen Fällen, sondern um das unveräußerliche Recht des Menschen, seine liebsten, seine höchsten und

wichtigsten, seine heiligsten Güter vor frevelhaftem Raub und vor Vernichtung zu schützen.

„Wir alle wissen, daß es Fälle giebt, wo der Schutz, welchen der Staat dem Leben und dem Eigentum seiner Angehörigen gegen verbrecherische Einbrüche gewährt, nicht auszureichen vermag, wo der Appell des in seiner Gesundheit, in seinem Leben, in seinem Besitztum u. s. w. bedrohten Individuums an den Schutz der Staatsgewalt nutzlos wäre, da derselbe zu spät käme. In solchen Fällen tritt für den Bedrohten das Recht der Notwehr ein. Das Gesetz lautet:

„„Gerechte Notwehr ist dann anzunehmen, wenn sich aus der Beschaffenheit der Personen, der Zeit, des Ortes, der Art des Angriffes oder aus anderen Umständen mit Grund schließen läßt, daß sich der Thäter nur der nötigen Verteidigung bedient habe, um einen rechtswidrigen Angriff auf Leben, Freiheit oder Vermögen von sich oder Anderen abzuwehren; — oder daß er nur aus Bestürzung, Furcht oder Schrecken die Grenzen einer solchen Verteidigung überschritten habe. — Eine solche Überschreitung kann jedoch nach Beschaffenheit der Umstände als eine strafbare Handlung geahndet werden.““

„Die That des Angeklagten war nun erwiesenermaßen ein Akt der Notwehr. Es handelt sich demnach nur mehr darum, festzustellen, ob eine

Überschreitung der berechtigten Verteidigung stattgefunden habe, oder nicht.

„Furchtbar ist das Verbrechen, dessen der Angeklagte geziehen wird. Mit Grauen und Abscheu erfüllt sich jedes Herz gegenüber einem Menschen, der gegen seinen Erzeuger in mörderischer Absicht seinen Arm erhebt, am eigenen Vater zum Totschläger wird. Aber hier dieser Jüngling, der vor den Schranken des Gerichtshofes erschienen ist, um Ihr richterliches Urteil über die von ihm begangene That entgegenzunehmen, er ist dieses verruchten Verbrechens nicht schuldig!

„Sie fragen mich, wieso es mir möglich sei, die Schuld des Angeklagten zu leugnen, zu der er sich nicht nur selbst bekannt hat, sondern welche auch durch die Umstände erwiesen scheint.

„Durch die Lage der Dinge ist jedoch keineswegs der Beweis erbracht, daß Rittmeister von Lohr von der Hand seines Sohnes getötet worden, sondern nur, daß derselbe im Ringen mit seinem Sohne, von diesem zurückgeschleudert, niederstürzte und im Sturz sich die schwere Kopfwunde zuzog, welche seinen Tod herbeiführte. Und auch das Geständnis des Angeklagten lautet nur dahin, daß er im Handgemenge mit seinem Vater diesen mit mächtigem Ruck zurückgestoßen und derselbe mit seinem Haupte auf die Ecke der Marmorplatte des Waschtisches aufgefallen und dann zu Boden gestürzt sei. Die schwere Wunde, welche der Ver-

unglückte bei diesem Sturze erhielt und welche die unmittelbare und einzige Ursache seines Todes bildete, lag jedoch keineswegs in der Absicht seines Sohnes, sondern war nur die Folge eines unvorherzusehenden unglücklichen Zufalles. Es kann demnach durchaus nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß der Angeklagte am Tode seines Vaters wirklich und wahrhaftig keine Schuld trägt, da er thatsächlich nichts anderes gethan hat, als daß er sich bemühte, seinen Vater, den er bei einer schweren Mißhandlung seiner Mutter überraschte, von seinem bedauernswerten Opfer loszureißen, woraus, da der Rittmeister seinem seine Mutter verteidigenden Sohne Widerstand entgegensetzte, ein heftiges Ringen entstand, das seinen unglücklichen Sturz herbeiführte. Diese That des Angeklagten kann aber sicherlich nicht als eine Überschreitung der Grenzen berechtigter Notwehr angesehen werden, sondern erweist sich vielmehr als ein Akt der Verteidigung, zu welcher er nicht nur vollberechtigt, sondern auch verpflichtet war. Ich plaidiere daher für meinen Klienten auf völligen Freispruch von jeder Schuld.

„Aber selbst abgesehen von der thatsächlichen Sachlage, welche die Schuldlosigkeit des Angeklagten am Tode seines Vaters als unzweifelhaft darzuthun geeignet ist, gehe ich noch um einen Schritt weiter und nehme keinen Anstand, die Erklärung abzugeben, daß wenn es selbst erweislich wäre — was jedoch, wie ich zu bemerken bitte, eben

nicht erwiesen ist —, daß er im Momente des furchtbaren Ringens mit seinem Vater um Befreiung seiner unglücklichen Mutter aus dessen, sein armes, krankes Weib mit ruchloser Brutalität mißhandelnden Fäusten einen Augenblick von dem Wunsche des Todes seines Gegners beherrscht gewesen wäre und daß er im wilden Drange dieses entsetzlichen Kampfes ihn mit voller Absicht, ihn kampfunfähig zu machen, ja, sogar seinen Tod herbeizuführen, nach jener so verhängnisvoll gewordenen Steinplatte geschleudert hätte — ja, wenn er dieser That sich wirklich schuldig gemacht hätte (wofür jedoch, ich wiederhole es nochmals und eindringlich, auch nur der Schatten eines Beweises fehlt), ja selbst in diesem Falle würde ich keinen Anstand nehmen, den Angeklagten für unschuldig an dem Verbrechen des Totschlages zu erklären, weil er auch dann nur in vollberechtigter Notwehr gehandelt hätte.

„Wie? — so fragen Sie wol mit entrüstetem Staunen — wie sollte es möglich sein, einen Mord, und nicht nur einen gewöhnlichen Mord, sondern einen Vatermord zu rechtfertigen! Es liegt etwas Schreckliches in dem Gedanken, daß derjenige, der das Blut seines Erzeugers vergossen hat, straflos sollte ausgehen dürfen.

„Aber bemühen wir uns, die Sachlage einer genauen Erwägung zu unterziehen, ohne Parteilichkeit und ohne Voreingenommenheit des Urteils.

„Ja wol! jedes Menschenherz bäumt sich auf

gegen die Vorstellung, daß das denkbar entsetzlichste Verbrechen, die Ermordung des eigenen Vaters sollte entschuldigt, ja gerechtfertigt werden dürfen. Ihn, der mir das Leben gegeben, der seit meiner frühesten Kindheit bis in mein reifes Mannesalter für mein Wol gesorgt, der mit Hintansetzung aller selbstsüchtigen Triebe mein gegenwärtiges und zukünftiges Glück zu dem alleinigen Zweck seines Daseins, seines Wirkens und Strebens gemacht, der für mich Opfer gebracht, wie nur die großmütige Liebe der Eltern sie dem Kinde zu bringen vermag, dem ich alles verdanke, was ich bin und habe, meine Gesundheit und Kraft, denn er hat mich in meinen Krankheiten gepflegt; meine Bildung und Kenntnisse, denn er ließ mir eine vorzügliche Erziehung zu teil werden; meine gesicherte Lebensstellung, denn ohne diese Erziehung würde ich nicht im stande sein, mir durch mein Thätigkeit meinen Lebensunterhalt zu erwerben, — oh, einen solchen Vater zu erschlagen, — es ist furchtbar, so etwas auch nur zu denken! Der Vater, welch ein großes Wort, welch eine große, ja heilige Idee liegt in dieser Bezeichnung! Und jemehr wir uns die erhabene Bedeutung, die in diesem Worte liegt, vor Augen führen, umsomehr werden wir von Grauen und Entsetzen erfüllt, wenn wir uns das Verbrechen des Vatermordes zur Vorstellung bringen.

„In der vorliegenden Sache entspricht jedoch die That des Angeklagten keineswegs dem Begriffe

des Vatermordes, weil der Getötete selbst nicht im mindesten dem Begriff eines Vaters, wie er in unserm Herzen lebt, zu entsprechen geeignet ist. Die blose physische Vaterschaft, die Erzeugung des Kindes allein, giebt noch durchaus kein Anrecht auf den geheiligten Vaternamen. Und ein non-sense ist der Gedanke, daß ein Mensch einen andern, wenn derselbe etwa ein Schuft, ein Ungeheuer ist, ganz allein aus dem Grunde lieben und verehren soll, weil er ihn erzeugt hat. Unwillkürlich und mit voller Berechtigung wird er sich fragen: „Warum soll ich ihn lieben? Was hat er gethan, um meine Liebe und Verehrung, meine kindliche Dankbarkeit zu verdienen? Bin ich ihm dafür zu Dank verpflichtet, daß er mich in's Leben gerufen? Hat er dies für mich gethan, aus Liebe zu mir? Hat er mir Wolthaten erwiesen, für die ich ihm Dank schulde? Oder hat er sich etwa mein ganzes Leben lang nicht um mich gekümmert?" Wenn diese Fragen in einer Weise beantwortet werden können, daß es sich zeigt, daß das Verhältnis zwischen Kind und Vater auf einer normalen, humanen Grundlage beruht, wenn der Vater nicht blos der zufällige Erzeuger des Kindes ist, sondern den Pflichten gerecht worden, welche der Begriff der Vaterschaft auferlegt, dann werden sich hieraus auch selbstverständlich die von der Vernunft und Moral gebotenen Kindespflichten ergeben. Wenn aber im entgegengesetzten Falle der Beweis zu erbringen ist, daß

der Vater die ihm obliegenden Vaterpflichten nicht erfüllt hat, daß er sich selber dem Kinde gegenüber als Fremder gestellt, daß er nicht väterliche Liebe, sondern rohe Selbstsucht zur Richtschnur seines Lebens gemacht hat, dann hat er hiermit selber das Familienband durchschnitten, und seinem Kinde ist hierdurch volle Freiheit und Berechtigung gegeben, ihn nicht als Vater, sondern als Fremden zu betrachten. Denn die bloße Thatsache der physischen Vaterschaft, ohne die moralische, kann das Kind unmöglich zur Liebe und Dankbarkeit verpflichten. Ja noch mehr, nicht nur einen Fremden, sondern einen Feind wird das Kind in einem solchen Vater erblicken. Denn ein Fremder hat keine Pflichten für dasselbe, der Vater aber hat sich durch Vernachlässigung seiner Vaterpflichten dem Kinde gegenüber als Feind gestellt.

„In dem vorliegenden Falle hatte sich der Vater seinem Sohne gegenüber nicht nur durch Nichterfüllung seiner Vaterpflichten, sondern in noch weit schlimmerer Hinsicht als sein Feind gezeigt, als sein hartnäckiger, böswilliger Feind, unter dessen fortgesetzten Angriffen er und seine edle Mutter ihr ganzes Leben hindurch zu leiden hatten, deren er sich aber, ohne sich dem Willen seiner Mutter zu widersetzen, nicht zu erwehren vermochte.

„In dem des furchtbarsten Verbrechens, des Vatermordes, beschuldigten Angeklagten sehen wir einen jungen Mann vor uns, bis dahin makellos

in seinem Thun und Lassen. Sein ganzes Sinnen und Trachten ist einzig nur dahin gelenkt, die Last eines schweren Schicksals, unter der er seine unglückliche, edle Mutter seufzen sieht, mit Anspannung all seiner Kräfte zu erleichtern. Denn seit seiner Kindheit hat er das düstere Schauspiel der durch die wüsten Laster und Ausschweifungen seines Vaters gestörten Ehe vor Augen. Bis an den Rand des Abgrundes hat dieser Mann Gattin und Sohn geführt durch die Zügellosigkeit seines Lebenswandels und durch betrügerische Handlungen, durch welche er sich die Mittel zur Befriedigung seiner Begierden zu verschaffen wagte. Nur fremde Hilfe hatte die Unglücklichen vor völliger Vernichtung ihrer Existenz gerettet. Alle Versuche der mit unerschütterlicher Liebe und Treue an ihm hängenden Frau und des wackeren Sohnes, ihn zur Umkehr auf der Bahn des Verderbens zu bewegen, blieben vergeblich. Nicht nur sinkt er immer tiefer und tiefer in den schlammigen Pfuhl seiner Laster; nicht nur erpreßt er seiner bedauernswerten Familie in grausamer Selbstsucht den durch redliche Arbeit erworbenen Verdienst des Sohnes, um das Geld zu vergeuden, während jene darben; nicht nur greift er, nachdem dieses Mittel nicht mehr verfangen will, abermals darnach, sich durch Betrug und Diebstahl fremdes Gut — den rechtmäßigen Erwerb seines Sohnes — anzueignen; — nein, noch mehr: gegen seine edle Frau, die trotz all seiner schmachvollen

Verirrungen, trotz seiner Verkommenheit in Gemeinheit und Verbrechen, treu und liebevoll an seiner Seite ausharrt, um ihn vor gänzlichem Untergang zu bewahren, gegen diese von heroischem Opfermut beseelte Frau, welche er wie seinen Schutzengel auf den Knieen verehren sollte, erhebt er in roher Wut seine Faust, er schlägt sie zu Boden, an den Haaren schleift er sie dahin, ärger als ein reißendes Tier mißhandelt er sie, und hätte sie wol getötet, hätte ihr Notschrei nicht den Sohn herbeigeführt, der ihm in die Arme fällt, ihn mit mächtigem Griff zurückschleudert, um seine Mutter zu befreien . . .

„Wer ist hier der Schuldige und wer der Gerechte?! Hat der Frevler, der hiebei sein schmachvolles Leben aushauchte, die Strafe nicht verdient, der er verfiel? Hieß es hier nicht Leben um Leben, und hatte der Verteidiger, der seine Mutter den Klauen ihres ruchlosen Angreifers entriß, nicht das Recht, ihr edles Leben um den Preis des Lebens jenes Scheusals zu erretten? — Nicht nur das Recht hatte er hierzu. Seine Pflicht war es, wollte er sich nicht durch ein Nichteingreifen gegen den Überfall sich zum Mitschuldigen an dem Verbrechen gegen seine Mutter machen. Und seine That war kein Mord, kein Totschlag, sondern berechtigte und gebotene Notwehr . . .“

Bis hierher war Konrad in seinem Plaidoyer gelangt, als er durch ein leises Pochen an seiner Thür unterbrochen ward. So völlig hatte er sich

in die Vorstellung hineingearbeitet, daß er sich im Gerichtssaal befände und daselbst die Verteidigung des Angeklagten — das heißt seiner selbst — führte, daß er einen Augenblick lang das Klopfen nicht begriff und verwundert um sich blickte, als müsse er sich erst darauf besinnen, wo er sei und was das Pochen bedeute.

Mittlerweile wiederholte sich dasselbe und zugleich ließ sich im Vorzimmer Fanni's Stimme vernehmen, die Konrad die Bitte zurief, die Thür aufzuschließen — welche er, wie gewöhnlich, abgesperrt hatte, um in seinen Gedanken nicht gestört zu werden —, da ein Besuch für ihn gekommen sei.

„Der Teufel hole den Besuch, — kann man denn nicht fünf Minuten Ruhe haben!“ brummte Konrad verdrießlich, indem er sich langsam erhob und den Riegel zurückschob.

Die Thür ward aufgezogen und auf der Schwelle stand Anton Glaser.

IV.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung ob meiner, wie es scheint, sehr unliebsamen Belästigung,“ sagte Glaser, indem er, den Hut in der Hand und ein verbindliches Lächeln auf den Lippen, mit höflicher Verbeugung in das Zimmer trat. „Ich habe mir nur erlaubt — Sie verzeihen wol — einmal selbst zu kommen, um mich nach Ihrem werten Befinden zu erkundigen. Es geht besser, viel besser,

wie ich höre. Nun, das freut mich aufrichtig. Lange genug haben Sie krank gelegen; wir waren alle sehr besorgt um Sie. Nun, umso größer ist die Freude, daß Sie wieder vollkommen genesen sind. Sie befinden sich ja doch schon auf bestem Wege der Reconvalescenz, oder nicht? Ein bischen blaß sehen Sie wol noch aus, aber sonst, im Ganzen recht befriedigend, recht befriedigend. Ich freue mich sehr und gratuliere herzlich zur Genesung."

Konrad warf einen kalten, erstaunten Blick auf Glaser und wies einladend auf einen neben dem Tische stehenden Fauteuil, ohne die, während seines Wortschwalles ihm zum Gruße entgegengestreckte Hand seines Gastes bemerken zu wollen. Er selbst nahm seinen früheren Platz auf dem Divan ein.

„Besten Dank für Ihre Teilnahme," erwiderte er kühl. „Allerdings, gestorben bin ich nicht, wie Sie vielleicht erwartet hatten."

„Erwartet! Aber ich bitte, wie können Sie so etwas glauben?" protestierte der Andere eifrig. „Wie hätte man denken können, daß Sie der Krankheit erliegen sollten! Ein so kräftiger junger Mann und in der Behandlung eines so ausgezeichneten Arztes!"

Konrad gab keine Antwort.

„Doktor Rellbach ist ja in der That ein ganz vorzüglicher Arzt," fuhr Glaser nach kurzer Pause fort. „Nicht umsonst besitzt er ein so großes Renommee. Ich bin überzeugt, selbst Ihrem armen

Herrn Papa würde er das Leben zu erhalten vermocht haben, wenn sich das Unglück seines fatalen Sturzes zu einer Stunde ereignet hätte, wo er zur ärztlichen Hilfeleistung hätte sogleich herbeigerufen werden können. Aber freilich, in später Nacht, allein in seinem Zimmer, wo niemand von seinem Unfall etwas wissen konnte, mußte mein unglücklicher Freund an seiner schweren Kopfwunde rettungslos zu Grunde gehen."

Konrad runzelte die Stirn.

„Es ist mir neu, daß Papa zu Ihren Freunden gezählt hätte," sagte er, das Gespräch von der ihm unbehaglichen Wendung, die Glaser ihm gegeben, ablenkend.

Glaser stellte sich auf's äußerste überrascht.

„Wie, daß wußten Sie nicht?" rief er. „Aber wir brachten doch jeden Abend mitsammen zu. Gewiß, jeden Abend, mit nur wenigen Ausnahmen. Die herzlichste Freundschaft verband uns. Sollte Ihnen der Rittmeister nie von mir gesprochen haben?"

Konrads Lippen verzog ein höhnisches Lächeln.

„Ei, ja doch," erwiderte er boshaft. „Ich erinnere mich ganz gut, ihn wiederholte Male von Ihnen sprechen gehört zu haben. Nur war die Art und Weise, wie er Ihrer Erwähnung that, keine solche, daß ich gerade auf besonders herzliche Beziehungen, die zwischen Ihnen geherrscht haben sollten, hätte schließen können."

„Ach, da befinden Sie sich aber in einem großen

Irrtum!“ rief der Andere lebhaft, ohne sich durch Konrads Bemerkungen im geringsten aus der Fassung bringen zu lassen. „Ja gewiß, Sie irren sich gänzlich. Der freundschaftlichste Verkehr waltete zwischen uns. Aber freilich darf mich Ihre irrtümliche Auffassung unserer Beziehungen nicht Wunder nehmen. Bei der isolirten Stellung, die mein armer Freund in seiner Familie einnahm, bei der geringen Sympatie, die ihm von Ihrer Seite, der harmlosen Vergnügungen wegen, die er sich zu gönnen erlaubte, entgegengebracht wurde, ist es vollkommen begreiflich, daß er von seinen Freunden, die an diesen Vergnügungen teilnahmen, Ihnen gegenüber nicht in so unbefangener Weise sprechen mochte, als er es bei dem Obwalten normalerer Familienverhältnisse wol gethan haben würde. Und so konnten Sie leicht zu einer den Thatsachen nicht entsprechenden Anschauung der zwischen ihm und seinen Freunden herrschenden Beziehungen gelangen. Das finde ich vollkommen begreiflich.“

Eine leichte Zornesröte war während Glasers Worten in Konrads Wangen emporgestiegen. Indem er sich auf seiner Liegestätte halb aufrichtete und sein Gegenüber einige Sekunden lang mit stolzen Blicken maß, sagte er langsam und mit scharfer Betonung:

„Unsere Familienbeziehungen, werter Herr Glaser, möchte ich Sie bitten, als nicht Ihrer Kontrole unterstehend zu betrachten; oder, da ich Sie freilich

nicht hindern kann, zu denken, was ihnen beliebt, möchte ich Sie wenigstens um die Gefälligkeit ersuchen, mich mit der Kundgebung Ihres Urteils, welche Ihnen durchaus nicht zukommt, ein- für allemal zu verschonen."

Glaser schlug die Hände zusammen.

„Habe ich Sie beleidigt, Herr von Lohr?" rief er mit geheucheltem Erstaunen. „Ach, wie sehr bedaure ich dies. Wie leid thut es mir, etwas gesagt zu haben, was Sie gekränkt hat. Wie konnte ich auch nur so ungeschickt sein! Ich sehe ein, es war eine Taktlosigkeit von mir, eine große Taktlosigkeit, von diesen Dingen zu sprechen, die Sie nicht anders als unangenehm berühren konnten. Bitte, verzeihen Sie es mir und bedenken Sie, daß ich zu dieser Unbesonnenheit lediglich durch das Verlangen hingerissen wurde, Ihnen die Ueberzeugung beizubringen, einen wie aufrichtigen und herzlich ergebenen Freund Ihr seliger Herr Papa in mir besaß. Durch Ihre unverhohlen ausgesprochenen Zweifel hieran haben Sie mir wehe gethan, und so ließ ich mich, um Sie von der Wahrheit zu überzeugen, dazu verleiten, solcher Dinge Erwähnung zu thun, welche, ich sehe es wol ein, hätten unberührt bleiben sollen."

Konrad machte eine abwehrende Bewegung, um Glaser zu bedeuten, daß es seiner Entschuldigungen genug sei. Jener aber fuhr unaufhaltsam fort:

„Wirklich, nur meine große Anhänglichkeit an den teuren Verstorbenen war schuld daran, daß ich mich zu dieser unverantwortlichen Unzartheit Ihnen gegenüber hinreißen ließ. Aber sowie ich an ihn denke, von ihm spreche, erwachen meine freundschaftlichen Gefühle, die ich für ihn hegte, mit neuer Lebendigkeit. Niemals werde ich der furchtbaren Erschütterung meines Gemüts vergessen können, die mich befiel, als mein unglücklicher Freund, mit dem ich wenige Stunden zuvor noch in ungetrübter Fröhlichkeit zusammen war, von dem entsetzlichen Unfall betroffen wurde, der ihm das Leben kostete. Sie vermögen es sich gar nicht vorzustellen, wie erschüttert, wie entsetzt ich darüber ward. Den ganzen Abend hatten wir in ungestört heiterster Stimmung mitsammen verbracht, und — eine Stunde später seh' ich ihn als Leiche! Ja, eine Stunde später, nicht einmal eine ganze Stunde, nein, es war keine volle Stunde, daß ich Ihrem Papa, der unsere Gesellschaft etwas nach ein Uhr nachts verließ, nach Hause folgte. Und nun denken Sie sich! Als ich in das Vorzimmer trete, um mich in meine Stube zu begeben, fällt mir ein, den Rittmeister, den ich noch nicht eingeschlafen glaubte, noch für einige Augenblicke aufzusuchen, um ihm von einem besonders interessanten Groß-Schlemm zu erzählen. Oberlieutnant Baron Schrickh — Sie kennen ihn ja, Sie haben ihn bei uns gesehen, damals abends, als Sie unsern Club aufsuchten —

nun, dieser Baron Schrickh hatte einen prächtigen Senza Solo gewonnen, die Gegenpartei war Groß-Schlemm geworden, hatte keinen einzigen Stich gemacht. Dieses ganz merkwürdige Spiel wollte ich Ihrem Papa erzählen, da ich wußte, daß er sich dafür höchlichst interessiren würde.

„Als ich nun in das Vorzimmer tretend, statt mich in mein Zimmer zu begeben, dem Kabinet Ihres Papa's zuschreite, werde ich, schon im Begriffe, an die Thür zu klopfen, durch einen wilden Lärm, der mir daraus entgegenschallt, festgehalten. Ohne lauschen zu wollen, höre ich doch, daß hier ein Wortwechsel, ein Kampf stattfindet. Ganz deutlich unterscheide ich Ihre und Ihres Vaters Stimmen. Schon überlege ich, ob ich mich zurückziehen soll oder dazwischen treten, um ein Unglück zu verhüten — die feindselige Stimmung, die zwischen Ihnen und dem Rittmeister herrschte, war mir ja nicht unbekannt . . . da höre ich einen Schrei — einen dumpfen Fall. Ein furchtbarer Schreck ergreift mich. Wie gelähmt bleib' ich stehen. Doch allmälig fasse ich mich wieder. Mit zitternder Hand drücke ich die Klinke; die Thür ist nicht abgesperrt; ich trete ein — und sehe Ihren Vater mit blutüberströmtem Haupte auf dem Boden liegen . . . Er war tot . . .

„Ach, aber was ist Ihnen! Wie bleich Sie geworden sind! Sie befinden sich nicht wol? Welche Thorheit war es von mir, durch meine

Erzählung all' diese schmerzlichen Erinnerungen in Ihnen wachzurufen."

Totenblässe bedeckte Konrads Gesicht. Er war einer Ohnmacht nahe. Sein Kopf war in die Kissen zurückgesunken. Gläsern stierte sein Blick ins Weite, und ein wirres Lächeln, wie ein Lächeln des Wahnsinns verzerrte seine Lippen.

Glaser sprang empor und schaute wie hilfesuchend im Zimmer umher. Dann stürzte er zu dem Waschkästchen, ergriff ein dort befindliches Handtuch, tauchte einen Zipfel desselben in den gefüllten Krug und wollte damit Konrads Stirne netzen.

Jener aber wehrte ihn ab.

„Geben Sie sich keine Mühe," sprach er — und seine Stimme hatte einen ungewohnten, fremden Klang. „Ein vorübergehender Schwächeanfall, weiter nichts. Es ist nicht der Mühe wert, davon Notiz zu nehmen." Und mit Aufgebot all' seiner Kraft richtete er sich halb empor und indem er einen durchbohrend forschenden Blick auf Glaser heftete, fuhr er fort: „Ja, was ich sagen wollte . . . Sie äußerten doch gerade vorhin, daß Sie glaubten, daß wenn der Unfall meines Vaters sich zu einer Zeit ereignet hätte, wo Doktor Rellbach sogleich hätte zur ärztlichen Hilfeleistung herbeigerufen werden können, es dem Doktor sicherlich gelungen wäre, das Leben des Schwerverwundeten zu erhalten, und nun erzählen Sie aber, daß Sie meinen Vater,

wenige Augenblicke nach . . . nach seinem Sturze bereits tot vorgefunden. Wie reimt sich dies zusammen?“

Ein häßlicher Ausdruck voll Hohn und Bosheit glitt über Glasers Züge.

„Ach, das sagte ich nur so, weil es mich interessierte, was Sie auf eine solche Auffassung des Vorfalls erwidern würden. Ich wußte sehr gut, daß für den Rittmeister keine Rettung möglich war. Die Wunde war zu schwer, der Schlag zu schwer und wolgezielt . . . Doch lassen Sie sich das nicht anfechten, was ich Ihnen soeben mitgeteilt habe. Ich beabsichtige durchaus nicht, Sie zu beunruhigen. Weiß ich doch, von welch' schädlichen Folgen für Ihre Gesundheit jede schmerzliche Gemütserregung begleitet werden könnte. Glauben Sie mir, ich bin Ihnen zu freundschaftlich gesinnt, um Ihr Unglück, Ihr Verderben herbeiführen zu wollen. Ich bin gerne gewillt, das Geschehene zu vergessen, ja, vollkommen zu vergessen. Auch Ihnen selbst gegenüber will ich all' dieser Geschichten nie wieder Erwähnung thun. Sie seien vergessen und begraben. Und auch vor der Gerichtsbehörde — denn Sie wissen wol, daß sobald Ihre Genesung hierzu wird genügend vorgeschritten sein, eine gerichtliche Untersuchung des Thatbestandes über den ganzen unglücklichen Vorfall vorgenommen und Sie einem Verhöre werden unterzogen werden —, also auch vor der Behörde bin ich bereit, mein bereits ein-

mal abgelegtes Zeugnis zu wiederholen, daß ich von der ganzen Sache nichts wisse, indem ich bei meinem Nachhausekommen durchaus nichts Ungewöhnliches in Ihrer Wohnung wahrgenommen und von dem geschehenen Unglück erst am andern Morgen von Ihrem mittlerweile nach Hause zurückgekehrten Dienstmädchen Nachricht erhielt. — Alles dies will ich für Sie thun, denn, ich wiederhole es, ich will Ihr Unglück nicht. Es thäte mir leid um Sie, und nichts liegt mir ferner, als Ihnen Fatalitäten bereiten zu wollen."

Eine brennende Röte flammte in Konrads Wangen auf.

„Sprechen Sie doch lieber ohne Umschweife!" sagte er mit leiser, gepreßter Stimme. „Ihre lange Rede in bündige Worte übersetzt, heißt: Sie wollen mir Ihr Schweigen verkaufen. — Welchen Preis fordern Sie?"

Glaser lächelte und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Bah! wer wird einem freundschaftlichen Übereinkommen einen so häßlichen Namen beilegen! Wer spricht hier von Kaufen und von einem Preise! Ich will mich Ihnen gefällig erweisen, das ist alles. Und für diese Gefälligkeit rechne ich, das ist wol selbstverständlich, auf Ihre Erkenntlichkeit, auf einen Gegendienst, der Ihnen nicht schwer fällt, für mich jedoch von großer Bedeutung ist."

„Was fordern Sie?"

„Nicht viel! O, Sie werden sehen, daß ich nicht unbescheiden bin. Und da Sie knappe Bündigkeit zu lieben scheinen, so will ich mich kurz fassen. Durch Fanni erfuhr ich zufällig, daß Sie soeben einen kleinen Treffer von tausend Gulden gemacht. Von diesem Betrage werde ich Sie bitten, mir die Hälfte zu überlassen, und außerdem ersuche ich Sie, mir eine Schuldverschreibung über eine noch zu vereinbarende Summe auszustellen, zu deren Tilgung Sie sich verpflichten, mir eine lebenslängliche, in Monatsraten zahlbare Rente auszufolgen. Die Auszahlung einer solchen kleinen Jahresrente, in der Höhe von etwa drei- bis vierhundert Gulden, wird Ihnen keine Ungelegenheiten bereiten, da Sie ja durch den Tod Ihres Papa's kontinuirlicher großer Auslagen, die er Ihnen verursachte, ledig geworden sind. Und außerdem gewinnen Sie durch eine derartige Vereinbarung zwischen uns die Sicherheit meines dauernden Schweigens — vorausgesetzt, daß Sie Ihre gegen mich zu übernehmenden Verpflichtungen einhalten — da es ja in meinem eigenen Interesse liegen wird, nicht etwa durch thörichte Schwatzhaftigkeit Ihre Freiheit und Ihre durch dieselbe bedingte Erwerbsfähigkeit in Gefahr zu bringen und hierdurch den weiteren Bezug meiner von Ihnen mir zu bewilligenden Rente abzuschneiden. Und so denke ich, Herr von Lohr, Sie werden diesen meinen Propositionen die Anerkennung nicht versagen, daß sie ebenso bescheiden als vernünftig,

weil für beide Teile nutzbringend und volle Sicherheit gewährend, genannt zu werden verdienen."

Glaser schwieg und Konrad starrte ihm ins Angesicht mit einem Blick voll Haß und Abscheu. Plötzlich ging ein Beben durch seinen ganzen Körper. Seine Augenlider, seine Lippen, jeder Muskel seines Gesichtes zuckten, und mit rauhem, heiserem Tone rang es sich von ihm los:

„Ein Schurke bist Du! Ein elender, nichtswürdiger Schurke! Und mich möchtest Du zu ebensolcher Niedertracht erniedrigen, wie die Deine ist!"

Glaser lachte laut auf. Aber nur einen Augenblick. Als ob er über sein eigenes Lachen erschräke, brach er plötzlich kurz ab, richtete sich stramm in die Höhe, und seinen Kopf bis dicht an Konrad vorbeugend, warf er ihm die Worte ins Gesicht:

„Nicht so heftig, werter Herr! Mäßigen Sie sich. Ich rate Ihnen, sich zu mäßigen. Einen unbescholtenen Mann einen Schurken zu nennen, steht Ihnen wahrlich nicht zu, Ihnen, dem Mörder des eigenen Vaters!"

Da sprang Konrad empor und holte mit geballter Faust zum Schlage aus. Aber auch der Andere war aufgesprungen. Er hatte Konrads Bewegung gesehen und faßte dessen sein Gesicht bedrohende Hand mit festem Griff am Gelenke.

In demselben Augenblick wurden im Nebenzimmer Schritte hörbar, die sich der Thür näherten. Glaser drückte Konrad wie ein schwaches Kind auf

seinen Divan zurück, und indem er seine Hand freigab, flüsterte er ihm leise und hastig zu:

„Man kommt! Fassen Sie sich! Machen Sie keine Thorheiten, durch die Sie sich kompromittieren und die Sie selbst schwer bereuen würden!“

Im nächsten Augenblick ging die Thür auf und Frau von Lohr trat in das Zimmer. Glaser saß bereits wieder auf seinem Fauteuil. Glatte, freundliche Ruhe lag über seinen Zügen und keine Wimper zuckte, als er höflich grüßend sich erhob und, nachdem er einige Worte an die Hausfrau gerichtet, sich wieder gegen Konrad wendete, um sich bei ihm zu verabschieden.

„Für heut will ich meinen Besuch nicht länger ausdehnen,“ sagte er in vollkommen unbefangenem Tone. „Aber gewiß werde ich von Ihrer liebenswürdigen Aufforderung baldigst Gebrauch machen und nicht ermangeln, Sie in den nächsten Tagen schon für ein kleines Plauderstündchen wieder aufzusuchen.“

Und mit artiger Verbeugung verließ er das Zimmer.

Im Vorgemach stieß er mit Paula zusammen, die zum Mittagstische eintraf. Während er grüßend an sie herantrat, warf er einen raschen Blick um sich, um sich dessen zu vergewissern, daß niemand in der Nähe sei, der seine Worte hören konnte. Und den Hut in der Hand, den Kopf gegen Paula vornüber geneigt, flüsterte er:

„Herr von Lohr befindet sich in einem sehr aufgeregten Zustand. Ich gestehe, daß ich daran schuld bin. Aber es war unvermeidlich. Gewisse unumgänglich notwendige Erörterungen . . . Nun, kurz und gut, ich bitte Sie, Fräulein, trachten Sie, ihn zu beruhigen, und wenn Ihnen am Wole Ihrer Freunde gelegen ist, so machen Sie Ihren Einfluß auf Herrn Konrad geltend, daß er auf den Vorschlag, den ich ihm heut gemacht habe, eingehe. Welcher Art dieser Vorschlag ist, muß ich Ihnen, wenigstens jetzt noch, verschweigen. Auch darf niemand, gar niemand, verstehen Sie mich wol, auch nicht Frau von Lohr, von der Sache etwas erfahren oder auch nur ahnen.“ Und Glaser legte bedeutsam den Zeigefinger seiner rechten Hand an den Mund zum Zeichen notwendiger Verschwiegenheit.

Mit äußerster Verblüffung blickte Paula ihn an. Ehe sie jedoch etwas zu erwidern vermochte, war er an ihr vorüber in sein Zimmer geeilt und sie war allein.

V.

Es ist an der Zeit, nun auch einige Worte über die Person Glasers zu sagen.

Nicht immer hatte er in der Gesellschaft jene verächtliche Stellung eingenommen, auf welcher wir ihm zur Zeit, als die hier erzählten Begebenheiten sich zutrugen, begegnen. Er gehörte nicht jener unglücklichen Schicht großstädtischer Bevölkerung an,

jenen „Ausgestoßenen“, die von Generation zu Generation gleichsam nur in den schattigsten Winkeln des gesellschaftlichen Baues ihre lichtscheue Existenz führen, ihre ganze Kraft, ihre ganze, oft gar nicht geringzuschätzende Intelligenz und Findigkeit dafür aufbietend, um bei der Tafel des großen „Gastmahles des Lebens“, an welcher für sie kein Platz ist, von den Tellern der Andern auf geschickte Weise so viele Bissen hinwegzueskamotieren, daß sie sich zu sättigen vermögen und so, in stetem, verbittertem, aber in versteckter Heimlichkeit geführtem Kampf mit der Gesellschaft ihr Leben unter tausend Fährlichkeiten und Wagnissen von Tag zu Tag fortfristen, ohne zu wissen, was der nächste Tag bringen und ob nicht eine plötzliche, von ihnen unvorhergesehene Katastrophe ihrer wenig neidenswerten und ihnen doch schon zur zweiten Natur gewordenen, abenteuerlichen Daseinsform ein jähes Ende mit Schrecken bereiten werde. Jener Klasse der outcast, deren Lebensschiffchen niemals in einer stillen Bucht ruhiger Sicherheit vor Anker gehen darf und unaufhörlich zwischen den drohenden Klippen des Hungers, des Elends, todbringender Not oder der Entdeckung ihrer ordnungs- und gesetzwidrigen Handlungen und deren strafrechtlichen Folgen rastlos hin und her geworfen wird: jener zahlreichen und unglücklichen Klasse gehörte Anton Glaser seinem Herkommen gemäß durchaus nicht an.

Als Sohn eines kleinen aber braven Beamten

hatte er eine Erziehung genossen, die ihn befähigt hätte, eine gesicherte und geachtete Lebensstellung zu erringen. Seiner Neigung folgend hatte er sich dem Kaufmannsstande gewidmet und nach Absolvierung der Handelsschule in einem größeren Weinhandlungshause Anstellung gefunden, in welchem er durch mehrere Jahre zu voller Zufriedenheit seiner Chefs arbeitete. Da starb sein Vater — seine Mutter hatte er schon in früher Kindheit verloren — und hinterließ ihm ein kleines Vermögen von einigen tausend Gulden. Was aber für einen Andern eine Verbesserung seiner Lage gebildet hätte, wurde für Anton die Veranlassung seines Unglücks. Da er wußte, daß seine Thätigkeit ihm die zur Bestreitung seiner notwendigen Bedürfnisse erforderlichen Geldmittel einbrachte, beschloß er, das ihm zugefallene kleine Kapital für sein Vergnügen zu verwenden. Plötzlich fing er an, ein zügelloses, ausschweifendes Leben zu führen und innerhalb weniger Monate hatte er das Geld verjubelt. Diese kurze Zeit hatte jedoch genügt, die neuen Gewohnheiten dieser Lebensführung ihm so zum Bedürfnis werden zu lassen, daß er auch nachdem sein väterliches Erbteil vergeudet war und er keine weiteren Mittel zu deren Bestreitung mehr besaß, ihnen doch nicht mehr zu entsagen vermochte. Stetig bedeutender anwachsende Schulden waren die natürliche Folge. Von seinen Gläubigern gedrängt, des guten Willens und der moralischen Kraft entbehrend, sich Ein-

schränkung aufzuerlegen und auf seine flotte Lebensweise zu verzichten, ließ er sich zu betrügerischen Manipulationen zum Nachteile seines Prinzipals hinreißen. Dieselben wurden bald entdeckt, und obgleich sein Chef von einer gerichtlichen Anzeige seines Betruges mitleidig abstand, verlor er doch seine Stelle. Zuerst gelang es ihm wol, anderswo Beschäftigung zu erhalten. Aber die schmerzlichen Erfahrungen hatten keine Besserung bei ihm bewirkt. Eine abermalige Betrugsaffaire brachte ihn um seine neue Anstellung und ins Gefängnis. Da es ihm jedoch gelungen war, einen Teil der defraudierten Summe zu verbergen, begann er, aus der Haft entlassen, mittels dieses Geldes sich eine neue Erwerbsthätigkeit zu gründen. Im Gefängnis war es, wo ihm dieser rettende Gedanke gekommen. Er fing wieder an, sich in die Kreise seiner früheren Spiel-, Trunk- und sonstigen Vergnügungs-Genossen zu mischen, und wenn diesen, wie es sich nicht selten zu ereignen pflegt, das Geld ausging, er jedoch die Sicherheit besaß, daß ihre Hilfsquellen noch nicht gänzlich erschöpft waren, begann er, ihnen gegen gute Wechsel und hohe Procente die Summen, deren sie bedürftig waren, bereitwilligst vorzustrecken. Auf diese Weise erreichte er zweierlei: einmal warf dieses mühelose Geschäftchen eine ganz erkleckliche Einnahme ab und nebstbei gewann er hierdurch Gelegenheit, seine vorige lustige Lebensweise wieder aufzunehmen. Allerdings wurde er von den

Mitgliedern der obwol auch ihrerseits durchaus nicht allzu ehrenwerten Gesellschaft lockerer Vögel, die er nun frequentierte, mit ziemlich unverblümt zur Schau getragener Nichtachtung behandelt, aber sein Ehrgefühl war bereits zu gründlich vernichtet, um durch ein oder das andere Zeichen von Geringschätzung allzu empfindlich getroffen zu werden. Und so fuhr er fort, sich mit heiterster Unbefangenheit in diesen Kreisen zu bewegen, zechte, spielte und schwärmte mit den Kumpanen, als ob er es gar nicht ahnte, daß er von ihnen nur der Bequemlichkeit wegen, in jedem Augenblick rasch und leicht ein gewünschtes Gelddarlehen zu erhalten, in ihrer Mitte geduldet wurde.

Bevor wir den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen, müssen wir noch einer Episode aus dem Leben dieses Mannes Erwähnung thun, welche im Hinblick auf die Weiterentwickelung der zu berichtenden Ereignisse von Wichtigkeit ist.

Als Glaser noch in dem früher erwähnten Weinhandlungshause bedienstet war, hatte ihn eine geschäftliche Reise in jenes Provinzstädtchen geführt, in welchem Paula Buchenau ihre damals noch sehr besuchte photographische Anstalt besaß. Durch Zufall mit ihr bekannt geworden, war er vom ersten Augenblick dieses Zusammentreffens an in heftiger Leidenschaft für sie entbrannt. So sehr er sich aber auch um sie bemühte, hatte er sich in seinen Bewerbungen um ihr Herz und ihre Hand doch

nur einen Korb geholt. Paula liebte ihn nicht und war nicht aus dem Holze geschnitzt, um mit einem Mann, der ihre Neigung nicht besaß, eine Verbindung einzugehen.

Dieses Ereignis mochte auch Mitursache gewesen sein, daß Glaser, als er bald darauf in den Besitz des väterlichen Erbes trat, jene wüste, ausschweifende Lebensweise zu führen begann, welche seinen moralischen und materiellen Ruin herbeiführte. Die Liebe, die er für das schöne und edle junge Mädchen empfand, war keine rasch auflodernde und ebenso rasch vorübergehende Leidenschaft, sondern eine mächtige, aufrichtige Neigung, die erste und einzig wahre Liebe seines ganzen Lebens. Und die Zurückweisung, die ihm von Paula zu teil wurde, machte ihn tief unglücklich. Und wie es in solchen Fällen so oft geschieht, hatte auch Glaser nach dem trügerischen Heilmittel der Selbstbetäubung gegriffen und in den Aufregungen eines zügellosen Genußlebens Zerstreuung und Vergessen seines Liebeskummers gesucht. Er hatte das Gesuchte auch gefunden; Paula ward dem Kreise seiner Gedanken und Gefühle allmälig völlig entrückt, und er hätte ihrer wol sein Leben lang kaum mehr anders als in flüchtiger Erinnerung gedacht, wäre er ihr nicht, als sie nach der Residenz übersiedelt war und sich mit der Familie Lohr befreundet hatte, bei den Besuchen, die sie in diesem Hause abstattete, einigemale begegnet. Da war es neuerdings um ihn

geschehen; die alte, halbverglommene Liebe erwachte wieder in seinem Herzen. Wol hütete er sich, sich ihr zu nähern, denn er gab sich darüber keiner Täuschung hin, daß wenn es ihm schon früher nicht gelungen war, ihre Neigung zu erwerben, es ihm jetzt, als einem sittlich, gesellschaftlich und körperlich herabgekommenen Subjekte, noch viel weniger gelingen würde. Aber wenn diese Erwägung ihn auch dazu bestimmte, jeden, auch den leisesten Versuch einer Annäherung zu unterlassen und ihn dadurch davor bewahrte, sich eine abermalige, noch sicherer zu gewärtigende Abweisung zuzuziehen, so vermochte sie es doch keineswegs, das durch die unvorhergesehenen, wenn auch nur flüchtigen Begegnungen neuaufgeflammte Feuer seiner Leidenschaft auszulöschen. Einer Leidenschaft, die sich an dem Schmerze ihrer Hoffnungslosigkeit einer Befriedigung und an den Qualen brennender Eifersucht nährte, — denn er hegte die feste Ueberzeugung, daß Paula Konrad liebe — und die in den Ausbrüchen ihrer Heftigkeit den wildesten Wallungen des Hasses glich.

VI.

Paula fand keine Gelegenheit, der ihr rätselhaften Aufforderung Glasers, Konrad dahin zu beeinflussen, daß er auf dessen ihr unbekannte Vorschläge eingehe, nachzukommen. Als sie die Lohr'sche

Wohnung betrat, fand sie die Mutter im Zimmer Konrads, dessen Stimmung ihr mürrischer und gereizter schien, denn je, und als Frau von Lohr nach eingenommenem Mittagsmale sich vom Tische erhob, um sich gewohnter Weise zur Ruhe zurückzuziehen, war es auch für Paula an der Zeit, sich wieder nach ihrem Atelier auf den Weg zu machen.

Eine unbestimmte Ahnung sagte ihr, daß die Angelegenheit, welche zwischen Glaser und Konrad schwebe, von wichtigster Bedeutung sei, daß ihren Freunden eine Gefahr drohe und daß vielleicht gerade diese Sache es sei, welche, weit mehr als die physische Nachwirkung der Krankheit, Konrads tief gestörte Seelenstimmung verursachte. Von dem mächtigen Wunsche erfüllt, ihren Freunden jede irgend mögliche Hilfe zu leisten, beschloß sie, eine ungestörte Stunde desselben Abends noch zu einer Unterredung zu benützen, umsomehr, da sie, der Rückkehr ihres Bruders wegen, am folgenden Tage wieder in ihr eigenes Heim zu ziehen genötigt war und es sich von dort ab weit schwieriger gestalten würde, eine günstige Gelegenheit zu einem von keiner störenden Unterbrechung bedrohten, ihr notwendig erscheinenden Zwiegespräch mit Konrad zu erhaschen.

Als Paula, sich zum Weggehen anschickend, im Vorzimmer Hut und Überwurf vom Kleiderrechen herabnahm und der Eingangsthür zuschritt, bemerkte sie, von ihren sorgenvollen Gedanken gänzlich eingenommen,

nicht, wie sich die Thür zu Glasers Zimmer geräuschlos aufthat und in der sich öffnenden Spalte Glasers Kopf sichtbar wurde, der sie mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtete. Sie hatte keine Ahnung davon, daß dies beinahe jedesmal geschah, so oft sie in dem kleinen Gemache sich aufhielt; daß Glaser auf einem an seine Thür gerückten Armsessel sitzend, ihr auflauerte, um alsobald als er ihren leichten Schritt hörte, die Klinke leise aufzudrücken und durch die kaum bemerkbare schmale Thürspalte mit brennenden Augen an ihrer schlanken Gestalt, ihren elastischen Bewegungen hängend, sich an ihrem Anblick berauschte und durch solch thörichtes Beginnen seine hoffnungslose, verzweifelte Leidenschaft zu neuer Glut aufstachelte.

Als Paula weggegangen, schloß auch Glaser seine Thür. Mit einem wütenden Fußtritt stieß er den ihm im Wege stehenden Fauteuil zur Seite und warf sich, einen Fluch vor sich hinmurmelnd, der Länge nach auf das Sofa. Wären die Fenster seines Zimmers nach der Straße zu gelegen gewesen, so würde er Paula nachgeblickt haben, solange sein Auge sie zu erspähen vermocht hätte. Da sie aber nach dem Hofe gingen, so begnügte er sich damit, die Augen schließend, das Bild des mit wahnwitzigem Verlangen geliebten Mädchens sich mit selbstquälerischer Grausamkeit in deutlicher Lebhaftigkeit vorzustellen und sich das Entzücken auszumalen, das, wie er sich einbildete, ihr Besitz ihm gewähren

würde. Dabei entwarf er tausend Pläne, um sich ihren Besitz zu erringen, deren einer verrückter war als der andere. Im nächsten Augenblick verwarf er sie alle wieder, schalt sich einen dummen Narren, faßte den Entschluß, in den Armen anderer, weniger spröden, schönen Kinder sich für seine unbefriedigte Liebe zu entschädigen und diese alberne Leidenschaft zu ersticken — — um am nächsten Tage doch als derselbe arme Thor wieder seinen Wachtposten an der Thür zu beziehen und wie ein fünfzehnjähriger Sekundaner mit klopfendem Herzen des Momentes zu harren, der ihm erlaubte, das geliebte Geschöpf ein paar Minuten lang zu sehen.

Heut waren jedoch seine Gedanken etwas anders geartet. Heut dämmerte in seinem Gehirn die Idee eines Planes auf, der ihm ausführbarer schien als alle bisherigen, eines Planes, der ihm wie ein lockendes Bild, nach dem er nur die Hände auszustrecken brauchte, die Möglichkeit vorgaukelte, das ersehnte Weib sich zu eignen.

Aber nur erst wenige Augenblicke hatte er Muße gehabt, so zu überlegen und zu kalkulieren und sich den Entwurf seines neuen verwegenen Planes in seinem Kopfe zurechtzulegen, als an seine Thür gepocht wurde und ehe er noch Zeit fand, „Herein!“ zu rufen, Konrad in das Zimmer trat.

Glaser kostete es große Mühe, einen triumphierenden Freudenschrei zu unterdrücken, so angenehm überraschend kam ihm Konrads Besuch. War es

möglich? Er selbst kam ihn aufzusuchen, nach dem, was vor wenigen Stunden war zwischen ihnen zur Sprache gebracht worden! Was bedeutete dies anderes als seinen Sieg, seinen vollständigen Sieg über Konrad, sein vollständiges Gelingen seiner Absichten. So betroffen war er über diese gänzlich unerwartete glückliche Wendung, daß er im ersten Augenblick sogar vergaß, sich von seinem Platze zu erheben und daß er, selbst ohne zu grüßen, Konrad mit weit aufgesperrten Augen anstarrte.

Doch Konrad beachtete dies nicht. Auch er griff ohne Gruß nach einem Stuhle, auf dem er, nachdem er ihn dicht neben Glasers Sofa herangerückt, ohne eine Aufforderung abzuwarten, Platz nahm.

Konrad war totenbleich; nur in seinen Augen brannte ein unheimliches Feuer und sein Blick irrte unstät von einem Gegenstand zum andern.

Jetzt erhob sich Glaser endlich aus seiner liegenden Stellung. Er ließ die Beine vom Sofa hinab und indem er, sich zurechtsetzend, Konrad immer noch neugierig ansah, frug er, nicht ohne Anflug eines leichten Spottes:

„Was verschafft mir die Ehre, Herr von Lohr ...? Ich hätte wirklich nicht zu hoffen gewagt ...“

Konrad antwortete nicht sogleich. Er fuhr fort, seine Blicke in sichtlicher Zerstreutheit im Zimmer umherschweifen zu lassen. Dann lehnte er sich, wie ermüdet, in seinen Sessel zurück und schloß die Lider. Als er sie wieder aufschlug, hatten sich

seine Gesichtszüge plötzlich verändert und den Ausdruck finsterer Entschlossenheit angenommen.

„Wir wurden früher in unserer Unterredung unterbrochen,“ hub er an. „Ich bin zu Ihnen gekommen, um dieselbe zu Ende zu bringen, die zwischen uns schwebende Angelegenheit klarzustellen und abzuschließen, mit der Sache fertigzuwerden. Ja, fertig werden, ich will mit dem ganzen fertig werden.“

Glaser blickte Konrad lauernd von der Seite an. Die Klangfarbe seiner Stimme beunruhigte ihn ein wenig und erschütterte seine Siegesfreudigkeit.

„Sie meinen,“ entgegnete er zögernd. „Das heißt, wenn ich Sie recht verstehe, beabsichtigen Sie, mir Ihre Einwilligung auf meine Anerbietungen bekannt zu geben und durch diese Ihre Einwilligung die bewußte Angelegenheit abzuschließen.“

„Vielleicht will ich das, vielleicht will ich es auch nicht,“ versetzte Konrad. „Was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen rund heraus erklärte, daß ich mich um Ihre abgeschmackten Drohungen einen Pfifferling scheere. Daß es mir ganz gleichgültig ist, was Sie etwa für einen Klatsch über mich in Umlauf zu setzen belieben mögen und daß ich demgemäß Ihre Forderungen für lächerlich halte und gar nicht daran denke, auf dieselben einzugehen. — Was würden Sie gegen eine solche Erklärung sagen, Herr Glaser?“

Dieser zuckte die Achseln.

„Ich würde sagen, daß Sie, um mir diese Erklärung zu geben, sich nicht entschlossen hätten, mich selbst aufzusuchen, zwei Stunden nach der zwischen uns stattgehabten Unterredung."

„Und warum etwa nicht, wenn es mir Freude macht, die Miene Ihrer schmerzlichen Enttäuschung über das Mißlingen Ihres Erpressungsversuches mit meinen eigenen Augen zu sehen?"

„Eine Miene der Enttäuschung werden Sie an mir niemals zu sehen bekommen, da meine Voraussetzungen nicht getäuscht werden können. Das heißt, weil Sie im Ernste gar nicht daran denken können, meine Vorschläge abzuweisen. Nein, Sie denken nicht im entferntesten daran, sich den für Sie und nicht nur für Sie allein fürchterlichen Konsequenzen, welche Ihre Abweisung nach sich ziehen würde, auszusetzen."

„Und woher wissen Sie das so sicher?"

Ein böses Lächeln verzerrte Glasers Lippen.

„Woher ich das weiß?" wiederholte er. „Ich weiß es daher, weil es eine völlige Unmöglichkeit ist, daß ein Mensch, der im Besitze seiner gesunden Vernunft ist — und das sind Sie doch jedenfalls — es vorziehen sollte, als ein gemeiner Verbrecher zu langjähriger Zuchthausstrafe verurteilt zu werden, statt einem in ungünstigen pekuniären Verhältnissen befindlichen guten Bekannten eine jährliche Subvention von ein paar hundert Gulden zukommen zu lassen."

„So mag es Ihnen von Ihrem Gesichtspunkte aus erscheinen," erwiderte Konrad kalt. „Wie aber, wenn ich auf einem ganz andern Standpunkte stünde, als Sie glauben? Wenn ich mit dem Leben vollkommen abgeschlossen hätte und im Begriffe, dessen Last von mir abzuschütteln, durch die Gefahren, die Sie mir vormalen, gar nicht erschreckt werden könnte, da sie mich nicht mehr ereilen können?"

Glaser erschrak lebhaft. Wenn dieser närrische Patron den Entschluß gefaßt hatte, sich das Leben zu nehmen, dann gingen seine ganzen schönen Pläne in die Brüche, nicht allein der, von Konrad für sein Schweigen Geld herauszupressen, sondern auch der andere hinsichtlich Paula's, den er soeben auszuhecken angefangen hatte. Nein, diese unbequemen Selbstmordgedanken mußten ihm, wenn es irgend möglich war, genommen werden.

Glaser blickte Konrad aufmerksam ins Gesicht und nach einer kleinen Pause sagte er:

„Sie sind krank, Herr von Lohr, oder vielmehr Sie leiden noch unter der Nachwirkung Ihrer soeben überstandenen schweren Krankheit. Ihr ganzes Nervensystem ist erschüttert; es hatte noch nicht Zeit, sich wieder zu seiner früheren Kraft und Elastizität zu erholen. Sonst würden Sie sich keinen so schwarzen Gedanken hingeben, wie die eben ausgesprochenen. Sie würden einsehen, daß für Sie nicht der Schatten eines triftigen Grundes vorliegt, sich vom Leben freiwillig zu verabschieden. Jetzt

weniger als je zuvor. Erlauben Sie mir, Ihnen meine Ansicht über die Lage der Dinge auseinanderzusetzen. Vielleicht gelingt es mir, Sie zu überzeugen und vielleicht gewinnen Sie auch zugleich über meine Person ein anderes und besseres Urteil und erkennen, daß ich der Ihnen feindlich gesinnte und schlechte Mensch gar nicht bin, für den Sie mich halten."

Konrad zuckte nur mit den Achseln, ohne eine Antwort zu geben.

„Wenn Sie jetzt urplötzlich sich von Selbstmordideen heimgesucht fühlen," fuhr Glaser eifrig fort, „so können dieselben nur aus Anlaß jenes schrecklichen Ereignisses, dessen ich jetzt nicht weiter Erwähnung thun will, hervorgerufen sein. Sie fühlen Ihr Gemüt, Ihr — erlauben Sie mir, es zu sagen — Ihr Gewissen belastet. Diese Last, die Sie nicht abschütteln zu können glauben, scheint Ihnen das Leben unerträglich zu machen. Deshalb wollen Sie es von sich werfen. Doch mit Unrecht. Sie haben gar keine Ursache, sich mit Selbstvorwürfen zu quälen. Sie haben gehandelt, wie wol jeder Andere in gleicher Lage ebenfalls gehandelt haben würde. Sie haben mit einem energischen Ruck Ihre und Ihrer Frau Mutter Lebenslage von einer fürchterlichen Bürde befreit, die Sie alle beide allmälig zu Grunde gerichtet haben würde. Auf eine andere Weise hätten Sie der drohenden Gefahr sicheren Ruins gar nicht zu entrinnen vermocht.

Einen andern Weg hatten Sie nicht. Bisher haben Sie geduldet und gelitten. Als es über Ihre Kräfte ging, haben Sie der Sache ein Ende gemacht. Nun ist es geschehen. Sie sind erlöst und befreit. Und wenn Sie über das, was Sie gethan, Gewissensbisse empfinden, so bedenken Sie, daß Sie hierdurch die That doch nicht mehr ungeschehen machen können. Zweierlei Wege liegen nun vor Ihnen. Wählen Sie den einen, daß Sie sich selbst tödten, was erreichen Sie damit? — Daß Sie mit Ihrem Tode auch Ihre Mutter tödten. Ihren Selbstmord würde sie nicht ertragen können, umsoweniger als in ihr hierdurch der schreckliche Argwohn der wirklichen Ursache Ihres Selbstmordes wachgerufen würde. Das wäre das schlimmste, was Sie thun können. Wenn Sie dagegen sich entschließen, Ihr für Ihre Mutter so kostbares Leben zu erhalten und zu schweigen, und wenn Sie durch Gewährung der kleinen Gefälligkeit, um die ich Sie gebeten, auch mich zum Schweigen verpflichten, so haben Sie das, was Sie gethan, wenigstens nicht umsonst gethan. Ein glückliches Leben liegt vor Ihnen. Allmälig werden Sie sich von dem schrecklichen Eindruck jenes traurigen Ereignisses erholen, Sie werden es vergessen und die Selbstvorwürfe, welche Sie jetzt noch peinigen, werden nach und nach ihren Stachel verlieren, indem Sie mehr und mehr zur Überzeugung der unabweislichen Notwendigkeit des Geschehenen gelangen werden.“

Konrad hatte der langen Rede Glasers aufmerksam zugehört.

„Wie viele Worte Sie machen, um mich von der Absicht, einen Selbstmord zu vollziehen, abzubringen," sagte er nun, als dieser schwieg. „Derselbe käme Ihnen wol sehr mal à propos, da Ihnen dadurch die hübschen Schweigegelder entzogen würden, auf die Sie rechnen."

Glaser lächelte gezwungen.

„Und wie Sie jetzt bemüht sind, meine Handlungsweise in das beste Licht zu setzen," fuhr Konrad fort, „während Sie vor wenigen Stunden dieselbe That als ein scheußliches Verbrechen darzustellen bestrebt waren."

„Bitte, bitte, das ist gar nicht so inkonsequent, als es Ihnen scheint", fiel der Andere lebhaft ein. „Wie ich die Sache jetzt beleuchte, entspricht es meiner eigenen wirklichen Auffassung. In meinen Augen ist Ihr Vorgehen in der That völlig zu entschuldigen, ja in gewissem Sinne sogar zu rechtfertigen. Dies hindert jedoch keineswegs meine ganz klare Einsicht, daß diese meine nachsichtige Anschauung der Dinge von dem Gerichtshof, der über Sie abzuurteilen haben würde, doch durchaus nicht geteilt werden könnte und daß derselbe in grausamer Nichtanerkennung der Ihre Handlungsweise bedingenden Motive das thatsächlich erwiesene Verbrechen des Vatermordes mit schwerster Strafe belegen müßte. Von diesem Gesichtspunkte aus

habe ich vorhin die Sache behandelt und mußte es thun, um Sie die Notwendigkeit meines Schweigens erkennen zu lassen und die Vorteile, die es Ihnen bietet, auf meine Vorschläge einzugehen."

„Das heißt, um mich Ihren Absichten gefügig zu machen. Sie sprechen wenigstens aufrichtig; das ist schön von Ihnen."

Glaser lachte leise.

Das Gespräch wurde in vollkommen ruhigem Tone geführt, ohne sichtbare Aufregung und Erbitterung der beiden Teile. Wenn irgend jemand plötzlich und unvermutet eingetreten wäre, hätte er glauben müssen, die Unterhaltung der beiden Herren drehe sich um einen zwar interessanten, aber völlig harmlosen Gegenstand.

„Ich spreche immer aufrichtig," sagte Glaser über ein Weilchen. „Denn ich habe die Erfahrung gemacht, daß der gerade Weg nicht nur der kürzeste ist, sondern auch immer am sichersten ans Ziel führt." Und als Konrad, regungslos vor sich hinschauend, keine Antwort gab, fuhr er fort: „Ich bin auch überzeugt, daß nach einiger reiflicher Überlegung Ihrerseits wir beide uns ganz gut verständigen und das von mir vorgeschlagene Übereinkommen treffen werden. Gescheute Menschen, deren Vorteil auf derselben Seite liegt, verständigen sich immer. Und bei uns liegt er auf derselben Seite. Erwägen Sie doch nur gefälligst die Sache ein wenig! Ihr Vorteil ist es, daß das Geschehene

vergessen und begraben bleibe, daß nichts von dem wirklichen Thatbestand des Ereignisses bekannt werde. (Denn von dem wahnsinnigen Einfall, einen Selbstmord zu begehen, zu welchem nicht der geringste Grund vorliegt, sind Sie ja doch zurückgekommen!) Niemand aber außer mir und Ihnen selbst weiß etwas von dem Thatbestand der Sache. Was ist nun einfacher für Sie und vorteilhafter, als sich meines Schweigens zu vergewissern? Mein Vorteil liegt ebenda. Das heißt, auch meine Absicht kann selbstverständlich nur die sein, daß jenes bewußte Ereignis unentdeckt und Sie dadurch im Besitze Ihrer Freiheit und uneingeschränkten Erwerbsfähigkeit bleiben, um hierdurch in der Lage zu sein, mir die kleine Jahresrente, deren Betrag wir allerdings noch festzustellen haben, regelmäßig ausfolgen zu können. Zugleich aber haben Sie durchaus keine Ursache, zu befürchten, daß ich mir etwa je einfallen lassen könne, meine Forderungen an Sie zu steigern. Denn ich werde vollkommen gut einsehen, daß ich durch eine die Grenzen Ihrer Geduld übersteigende Belästigung den sicheren Bezug des mir von Ihnen freiwillig Zugesicherten in Frage stellen würde. Ich meine, daß ich immer daran denken werde, daß eine unbescheidene Zumutung an Ihre Freigibigkeit sehr leicht zu einer Ihnen so unerträglich scheinenden Last werden könnte, daß Sie wieder auf Ihre früher ausgesprochenen Selbstmordideen verfallen möchten. Hiebei kann ich nicht

umhin zu bemerken, daß es Ihrerseits ein außerordentlich kluger Schachzug war, mir gleich anfangs diese Drohung auszusprechen und mir dadurch gewissermaßen die Grenze zu bezeichnen: Bis hieher und nicht weiter! Wenn Du mehr verlangst, so trete ich ganz von der Bühne ab und Du hast das Nachsehen!"

Konrad zuckte zusammen. Ein Blick grenzenlosen Abscheus schoß aus seinem Auge auf den ihm gegenüber sitzenden Mann.

„Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß eine derartige Intention mich leitete, jene Absicht auszusprechen. Ich bin kein solcher Schurke, wie Sie!"

„Oho! wie Sie doch immer gleich aufbrausen!" kicherte Jener. „Und wie grob Sie werden können! Nun, in Anbetracht Ihrer aufgeregten Nerven will ich Sie gern entschuldigen. Es ist aber ja doch keine Beleidigung, wenn ich Sie klug nannte. — Um aber bei der Sache zu bleiben! Sie sehen, die Lage der Dinge führt uns zusammen. Wir können uns gegenseitig nützen. Unser Vorteil gebietet uns, gemeinschaftlich vorzugehen. Es handelt sich also nur mehr darum, daß Sie Ihre Entscheidung kundgeben, ob Sie auf meine Anerbietungen eingehen oder nicht."

„Sie sagen immer wieder mit verschiedenen Worten Eins und dasselbe. Für Sie handelt es sich um gar nichts anderes als um die Erreichung Ihrer Absichten. Ein schamloser Egoist sind Sie!"

Jetzt lachte Glaser laut auf.

„Ein Egoist! Ja natürlich bin ich ein Egoist!“ rief er beinahe freudig. „Welcher Mensch ist denn kein Egoist? Zeigen Sie mir einen solchen, der es nicht ist! Es gibt gar keinen. Der Unterschied zwischen den Menschen besteht nicht in Egoisten und Nicht-Egoisten, sondern nur in gescheuten und dummen Egoisten. Die gescheuten wissen ihren Vorteil zu suchen und zu finden, die dummen suchen ihn immer auf solchen Wegen, die sie nie an das gewünschte Ziel führen können. Dann lassen sie sich auch einteilen in ehrliche und heuchlerische Egoisten. Die ehrlichen gestehen ihren Egoismus mutig ein, die heuchlerischen leugnen ihn und schützen weiß Gott was für andere Beweggründe ihrer Handlungen vor und sind dabei doch um kein Haar besser als die andern. Hab' ich etwa nicht recht? Nun, dann bitte, sagen Sie mir gefälligst, wozu benützen denn die Menschen ihr bischen Verstand? Doch nur, um nach Maßgabe desselben die Natur und ihre Nebenmenschen zu ihrem Vorteil auszunützen. Wer dem widerspricht, der lügt einfach.“

Ein Ausdruck tiefen Kummers breitete sich über Konrads Antlitz. Er schüttelte den Kopf.

„Nein, Sie haben nicht recht,“ widersprach er. „Die große Mehrzahl der Menschen läßt sich freilich in ihren Handlungen von keinen andern Triebfedern leiten als von Selbstsucht. Ich gehöre wol

selber zu der Schaar dieser Niedriggesinnten. Es gibt jedoch Ausnahmen. Es gibt auch solche Menschen, denen das Wol Anderer mehr am Herzen liegt als das eigene und die ihr ganzes Leben lang nichts anderes thun, als sich in uneigennütziger Liebe den Anderen aufzuopfern."

Konrad dachte hierbei an seine Mutter. Aber er mochte sie nicht nennen. Es wäre ihm wie eine Entweihung vorgekommen, diesem Elenden gegenüber ihrer Erwähnung zu thun.

Glaser ließ aber nicht nach.

„Diese opferfreudige Liebe, von der Sie da sprechen und die es ja unzweifelhaft auch wirklich gibt," rief er mit boshaftem Entzücken, „ist nichts anderes als Selbstsucht in einer anderen Form als der gewöhnlichen, alltäglichen. Ich will es Ihnen gleich beweisen. Nehmen wir ein Beispiel! Zwei Menschen, die sich gerne haben, befinden sich in großem Elende. Plötzlich wird ihnen unerwarteter Weise eine Hilfe zuteil, die sie auf kurze Zeit ihrer Not entreißt. Der eine der beiden, der praktische Egoist, trachtet von diesen ihnen zugekommenen Hilfsmitteln soviel als möglich an sich zu reißen, um seine Lage zu verbessern; der andere läßt dies ruhig geschehen, läßt sich von jenem berauben, in seinem Rechte auf gleichen Anteil verkürzen, da ihm die Not und Entbehrungen des Andern schmerzlicher sind als die eigenen und es ihm mehr Vergnügen bereitet, zu sehen, wie der Andere seinen

Hunger stillt, als selbst zu essen und zu trinken Nun, das sieht freilich aus wie ein Akt selbstlosesten Opfermutes und doch ist es nichts anderes. als Egoismus. Das ganze Geheimnis, welches dieser in so verschiedener Art auftretenden Erscheinung der Selbstsucht zugrunde liegt, besteht einzig und allein darin, daß Menschen dieser Gattung eine so überaus lebhafte Fantasie besitzen, daß der Anblick oder auch die blose Vorstellung fremden Wehes und fremden Woles ihnen thatsächlich mehr Schmerz und beziehungsweise mehr Freude zu verursachen vermag als die am eigenen Leibe empfundenen Qualen und Genüsse. Solche Leute sind imstande, halbverhungert, den letzten Bissen Brod mit einem andern Hungernden zu teilen, weil ihnen der Anblick der Qual des Hungers dieses Andern eine seelische Pein bereitet, welche schmerzlicher ist als die physische Empfindung ihres eigenen Hungers. Das Grundmotiv, welches die Handlungen dieser Leute leitet, ist aber dennoch das gleiche, welches auch die Triebfeder des Handelns der gewöhnlichen Egoisten bildet, nämlich gar kein anderes als der mächtige Naturtrieb, das eigene Glück zu begründen."

Ein kaltes Lächeln glitt über Konrads Angesicht.

„Was Sie da sagen," antwortete er ruhig, „sind nichts als spitzfindige Sophismen, zu dem Zwecke ausgetüftelt, um die brutale, scheußliche Selbstsucht, um die sich alles Sinnen und Trachten

der großen Mehrzahl der Menschen dreht, zu rechtfertigen. Indem, wenn es nachzuweisen gelänge, daß der ganze Unterschied zwischen Edelsinn und Gemeinheit, zwischen der opferfreudigen Hingebung für fremdes Wol und der gierigen Hast, die Güter dieser Welt an sich zu reißen, unbekümmert, ob Andere darunter leiden oder nicht: daß der ganze Unterschied dieses eklatanten Gegensatzes in nichts anderem bestünde als darin, daß die Einen von der Natur mit lebhafterer Fantasie ausgestattet sind als die Anderen, hierdurch allerdings auch der Beweis der moralischen Gleichwertigkeit beider Teile erbracht wäre. Sie vergessen dabei nur Eines, nämlich das: daß wenn es auch unleugbar wahr ist, daß der letzte Grund von allem menschlichen Thun und Lassen in der Hoffnung auf Glück oder in der Furcht vor Unglück zu suchen ist, und daß, wenn auch jenes von Ihnen so scharf betonte Naturgesetz, daß der Mensch unter allen sich ihm darbietenden Möglichkeiten des Handelns stets diejenige wählt, von welcher er sich das meiste Glück verspricht, von keinem vernünftig Denkenden geleugnet werden kann, es doch sehr zweierlei ist, ob ein Mensch dieses von ihm gesuchte Glück immer nur in der Befriedigung der seine eigene Person betreffenden Bedürfnisse und Wünsche zu finden vermag, oder hingegen auch im Wol eines Andern. Nur die erstere Eigenschaft kann im genauen und strengen Sinne des Wortes mit dem Ausdruck

Selbstsucht gekennzeichnet werden, während man die Fähigkeit, das eigene Wol mit dem eines Andern zu identificieren und in dem Bewußtsein, Andere glücklich zu machen, das eigene Glück zu finden, im Gegensatz zum Egoismus, Altruismus nennen muß. Der letztere . . .“

„Ach, ich bitte Sie,“ fiel hier Glaser lachend ein, indem er mit seinen Armen in der Luft umherfuchtelte, „auf Worte kommt es ja nicht an! Egoismus, Altruismus, es ist beides Eins und dasselbe. Jeder will sein Glück, Wolbehagen, Freude und Genuß, wie man es nennen will. Jeder sucht es auf seine Art. Keiner kann aus seiner Haut hinausfahren und sich in die eines Andern stecken. Und wenn Einer sich einbildet, die Schmerzen eines Andern empfindlicher zu fühlen als die eigenen, so ist dies nur die Frucht einer durch Überreizung des Nervensystems hervorgerufenen überaus großen Lebhaftigkeit der Vorstellungskraft.“

Konrad machte eine abwehrende Handbewegung.

„Gut, gut, es ist schon genug,“ versetzte er mit dem Ausdruck sichtlicher Ermüdung. „Wozu sich ereifern? Sie bleiben bei Ihrer Anschauung. Natürlich! Denn eine andere würde Ihnen nicht passen, da eine solche Ihr Thun und Lassen in einem Lichte würde erscheinen lassen, wie Sie selbst es vielleicht nicht sehen mögen. Beenden wir daher diese Erörterungen, die ja doch zu nichts führen.“

Ein giftiger Blick schoß bei diesen Worten Konrads aus Glasers Augen auf jenen hinüber.

„Ich glaube nicht, Herr von Lohr, daß mein Gebahren das Licht Ihrer Beleuchtung mehr zu scheuen hätte als Ihr eigenes," sagte er höhnisch. „Oder ist die Thatsache, wie Sie sich Ihres Ihnen unbequem gewordenen Herrn Papa's entledigten, auf ein anderes Motiv zurückzuführen als auf Eigenliebe? Entsprang Ihre Handlungsweise etwa dem von Ihnen soeben gerühmten „Altruismus"? Haben Sie dabei etwa das Wol und Wehe jenes Andern vor Augen gehabt — und dieser Andere war noch dazu Ihr leiblicher Vater — oder nicht vielmehr Ihr eigenes?"

Konrad erbleichte. Mühsam und schwerfällig erhob er sich von seinem Sitze.

„Ich gestehe Ihnen nicht das Recht zu, sich zu meinem Richter aufzuwerfen. Ihnen bin ich eine Verantwortung nicht schuldig. Ja, wenn ich eine solche auch versuchte, Sie würden mich doch nicht verstehen. Also brechen wir ab. Es ist nutzlos, weiter zu sprechen."

Glaser hatte schnell wieder seine Ruhe gefunden.

„Wie?" rief er überrascht. „Sie wollen wieder gehen, ohne mir Ihre Entscheidung über meine Vorschläge mitgeteilt zu haben? Ja, verzeihen Sie mir, aber . . . worin lag denn der Zweck Ihres Besuches, mit dem Sie mich beehrten?"

Konrad hatte sich zum Gehen gewendet. Auf diese Frage Glasers wandte er sich zurück und indem er langsam bis an den vor dem Sofa stehenden Tisch herantrat, sprach er fast flüsternd leise und die Worte stockend, wie abgehackt, zwischen den Lippen hervorstoßend:

„Warum ich eigentlich gekommen bin, wollen Sie wissen? Gut, ich will es Ihnen sagen! Darum bin ich gekommen, um Ihnen meine Annahme Ihrer Forderungen mitzuteilen, um Ihnen zu sagen, daß ich mich Ihren schurkischen Vorschlägen füge. Ja, bis zu diesem Grade der Selbstentwürdigung war ich herabgesunken. In dem Maße war ich gebrochen und erniedrigt, um mit Ihnen gemeinsame Sache machen zu wollen, um in feiger, gemeiner Furcht vor dem, was Ihre Denunciation über mich bringen könnte, Ihr Schweigen zu erkaufen, koste es, was es wolle. Denn ich wußte, gar billigen Kaufes würde ich von Ihnen wol nicht loskommen. Ja, mit dieser Absicht kam ich, Sie aufzusuchen. Als ein ebensolcher Schuft, wie Sie sind, überschritt ich die Schwelle Ihres Zimmers. Was ich da redete von Selbstmord, war nichts als leeres Gefasel, lächerliches Geflunker. Ich dachte gar nicht daran, mir das Leben zu nehmen. Erst als ich Ihnen schon gegenüber saß, als ich schon den Mund geöffnet hatte, um Ihnen meine Einwilligung auf Ihre Propositionen auszusprechen, fiel es mir ein, Sie mit diesen Selbstmordideen ein wenig zu

erschrecken. Ich wollte Sie damit ein bischen necken und, was die Hauptsache war, ich wollte Zeit gewinnen, wollte den entsetzlichen Augenblick hinausschieben, da ich durch das Aussprechen meines Einverständnisses mit Ihrem Vorschlage mir selbst das moralische Todesurteil sprach, mich selbst zum Schurken stempelte. Denn bis dahin war ich nur ein Verbrecher, doch kein Schuft. Ja, zu diesem Zwecke hatte ich Sie aufgesucht. Gemeine Angst hatte mich hieher gepeitscht, zu Ihnen; ich hatte es eilig, Sie daran zu hindern, den von mir an meinem Vater verübten Todschlag anzuzeigen . . .

„Doch jetzt ist dies alles vorüber. Sie ängstigen und schrecken mich nicht mehr. Ihre Drohungen haben keine Gewalt mehr über mich. Denn plötzlich habe ich erkannt, daß ich ein Leben mit dem Bewußtsein solcher Schmach, wie ich im Begriff stand, auf mich selbst zu laden, nimmer zu ertragen vermöchte. Und die Absicht, die ich vorhin in eitler Prahlerei ausgesprochen, ist in mir zum Entschluß gereift. Den Gerichten werd' ich mich nicht ausliefern, aber auch Ihr Schweigen zu erkaufen, verschmähe ich; so bleibt mir nichts übrig, als aus dem Leben zu scheiden, das für mich so oder so zu unerträglicher Qual würde. Wenn ich tot bin, dann mögen Sie gehen und es in die Welt hineinschreien, was Sie von mir wissen. Mein Ohr wird es nicht mehr vernehmen, und auch das meiner Mutter nicht. Denn, das weiß ich wol, bald wird

sie mir in das Grab folgen. Mit meinem eigenen Leben vernichte ich auch das ihrige."

Aufs heftigste erschrocken hatte Glaser Konrads Worte vernommen. Als er sich soweit gefaßt hatte, um sich auf eine Entgegnung zu besinnen, hielt jener bereits den Thürgriff in der Hand, um zu gehen. Er rief ihn an; doch ohne sich umzusehen, verließ Konrad das Zimmer.

Regungslos stierte Glaser auf die Thür, durch welche Konrad sich entfernt hatte. Und dann ereignete sich etwas höchst Befremdliches. Dieser kalte, gefühllose, durch wüste Ausschweifungen und brutale Selbstsucht bis zur Grausamkeit verhärtete Mensch, der vor keinem Verbrechen, vor keiner Niedertracht zurückbebte, wenn deren Ausführung ihm irgend einen Nutzen versprach, brach plötzlich in lautes, erschütterndes, schluchzendes Weinen aus.

— — — — — — — — — —

Wenige Stunden jedoch nach der eben berichteten Unterredung erhielt Konrad durch Fanni ein Billet von Glasers Hand mit folgendem Inhalt:

„Warten Sie noch mit der Ausführung Ihres Vorhabens; denn ich bin überzeugt, daß, wenn ich nochmals mit Ihnen gesprochen haben werde, Sie Ihren Entschluß aufgeben."

Ein irres Lächeln verzog Konrads Lippen, als er diese Zeilen las. Der Unglückliche befand sich in einer furchtbaren, an Wahnsinn grenzenden Gemütsaufregung. Mit dem festen Entschluß, seinem

leid- und drangvollen Geschicke, das für ihn eine so unselige Wendung genommen, durch Selbstvernichtung ein Ende zu machen, war er in seine Wohnung zurückgekehrt. Aber als er die gewohnten Räume wieder betrat, als der geliebte Laut der Stimme seiner Mutter wieder an sein Ohr schlug und sein Auge dem warmen, milden Strahl ihres Blickes wieder begegnete, da zerbrach sein Vorsatz wie ein dünnes Rohr und er wurde sich dessen bewußt, daß er es nie und nimmer über sich vermögen würde, seine Absicht auszuführen.

Es war nicht Feigheit, die ihn übermannte; es war nicht bleiche Angst vor dem Tode, vor dem dunklen, gähnenden Nichts, dessen Schoß ihn erwartete, was sein Herz in banger Furcht vor der selbstmörderischen That, die er in seinem Innern beschlossen hatte, zurückschaudern ließ. Mitleid mit seiner Mutter, die Gewißheit, daß er ihr den furchtbarsten, grausamsten Schmerz bereiten würde, furchtbarer und grausamer als alles, was sie bisher gelitten, war es, was seinen Mut knickte und ihn zurückhielt, den einzigen Ausweg, den es für ihn aus den ihn von allen Seiten bedrohenden, ihm unerträglich scheinenden Peinen gab, zu betreten. Während er sich aber seiner Unfähigkeit bewußt ward, dieses letzte und einzige Rettungsmittel aller qualbedrängten, von Verzweiflung müdegehetzten Menschenherzen zu ergreifen, tauchte mit neuem Schrecken der Gedanke vor seine gepeinigte Seele:

Wenn nicht dies, was dann? Ist es besser für sie, wenn sie mich des grausigen Verbrechens über= wiesen und zu schmachvoller Strafe verurteilt sieht? Oder, wenn ich mich dennoch dazu entschließe, das Schweigen des einzigen Mitwissers meines Ver= brechens zu erkaufen, werde ich imstande sein, die Last der Selbstanklage ob meiner feigen Schwäche, meiner schändlichen Selbsterniedrigung in Lüge, Heuchelei und Betrug gegen die, deren Liebe und Achtung ich stehle, zu ertragen und im Bewußtsein meiner Schmach mit frecher Stirn mein verpestetes Leben hinzuschleppen?

So ward er von den widersprechendsten Zweifeln, von Furcht und Sorge, von einem Entschluß zum andern, von plötzlicher, trügerischer Hoffnung, die im nächsten Augenblick wie Schaum zerstäubte, zu ebenso plötzlicher, wilder Verzweiflung, die ihn keine Möglichkeit einer Rettung erblicken ließ, wie ein Ball hin und her geschleudert.

In diesem fruchtlosen, ermattenden Ringen ver= fiel er allmälig in eine Art seelischer Erstarrung. Eine geistige Lähmung ergriff ihn, nicht des Denk= vermögens, sondern des Willens, die ihn der Fähig= keit beraubte, seinem Schicksal in freier Überlegung seiner Lage gegenüberzutreten und in der Beur= teilung derselben eine Initiative für die Gestaltung der Zukunft zu ergreifen.

In diesem Zustande befand er sich, als ihm Glasers Billet überbracht wurde, und da es in

diesem Augenblick nur des leisesten Anstoßes von außen her bedurfte, um ihn zu lenken, so genügten diese Zeilen, um einen bestimmenden Einfluß auf ihn auszuüben und ihn den, als seiner unwürdig, von ihm bereits verworfenen Entschluß wieder von neuem aufgreifen zu lassen und bei Glaser Hilfe und Rettung zu suchen

VI.

Doktor Rellbach befand sich an demselben Tage in sorgenvoller Unruhe. Das gerichtliche Verhör, dem die beiden Lohr, Mutter und Sohn, wegen des in so absonderlicher Weise erfolgten Todesfalles des Rittmeisters unterzogen werden mußten, und von welchem der Arzt infolge der damit unvermeidlich verknüpften seelischen Aufregung eine sehr ungünstige Einwirkung auf den Gesundheitszustand der beiden Reconvalescenten befürchten zu müssen glaubte, konnte nicht länger mehr hinausgeschoben werden. Aus besonderer Rücksicht auf beider schwere Erkrankung, auf ihre bisherige moralische Makellosigkeit und auf das hohe Ansehen, welches Doktor Rellbach genoß, ihr Arzt und Freund, der sich dafür verbürgte, daß sie vor erfolgter Lösung der Sache keine Veränderung ihres Aufenthaltes versuchen würden, waren sie, obgleich unter polizeiliche Beobachtung gestellt, von welcher ihnen allerdings nichts bekannt wurde, auf freiem Fuße belassen

und die Untersuchung der Angelegenheit bis zu dem Zeitpunkt aufgeschoben worden, bis Rellbach ihre Genesung als genügend vorgeschritten erklären würde, um dieselbe stattfinden zu lassen. Nun waren sie aber beide soweit hergestellt, daß der Doktor einen triftigen Vorwand für einen weiteren Aufschub ihrer gerichtlichen Einvernehmung nicht mehr zu finden vermochte, umsoweniger als die gegenwärtige Stufe ihrer Reconvalescenz es dringend wünschenswert machte, daß ihnen der Aufenthalt in freier Luft nicht mehr vorenthalten würde, ja, daß sie, wenn irgend möglich, eine kleine Erholungsreise unternehmen sollten.

Auf eine diesbezügliche Anfrage des ihm persönlich befreundeten Polizeidirektors hatte er demnach die Antwort erteilen müssen, daß der momentane Gesundheitszustand seiner Patienten der Vornahme ihres Verhörs kein Hindernis mehr in den Weg lege, und somit wußte er, daß eine Vorladung zu demselben täglich zu gewärtigen sei.

Die Befürchtung einer den weiteren Fortschritt der Wiederherstellung seiner Patienten hemmenden Einwirkung dieses Vorganges war es jedoch keineswegs allein, was das Herz des wackeren Mannes in Sorge und Unruhe versetzte. Hievon lag noch eine andere, weit tiefere Ursache vor.

Als Doktor Rellbach zu früher Morgenstunde jenes Unglückstages, durch einen von der durch all' die schrecklichen Ereignisse auf's äußerste bestürzten

Fanni an ihn gesendeten Boten herbeigerufen, die Wohnung der bedauernswerten Familie betrat, und die Leiche des Rittmeisters, welche weder Fanni noch einer der auf die Schreckenskunde des Vorgefallenen herbeigeeilten Hausbewohner zu berühren gewagt hatte, in prüfenden Augenschein nahm, erkannte er sofort, daß die tiefe, absolut tötliche Kopfwunde, welche der Leichnam aufwies, durch einen infolge blosen Strauchelns herbeigeführten Sturz des Rittmeisters durchaus nicht verursacht worden sein konnte. Bei einem derartigen Sturz hätte er unmöglich mit solcher Gewalt auf die Tischecke aufschlagen können, daß der an der linken Schläfe ersichtliche Bruch des Scheitelknochens erfolgen konnte. Um denselben zu verursachen, mußten entweder mehrere Schläge mit einem harten, schweren Gegenstand gegen den Kopf geführt worden sein, oder — wofür die übrigen Umstände, namentlich das an der Ecke der verhängnisvollen Marmorplatte klebende Haarbüschelchen sprachen — der Rittmeister war mit fürchterlicher Gewalt mit dem Kopfe auf diese steinerne Tischplatte geschleudert worden. Ob nun das Eine oder das Andere stattgefunden hatte: soviel schien ohne jeden Zweifel festzustehen, daß der Tod des Rittmeisters nicht durch den fatalen Zufall seines Strauchelns, sondern durch eine andere Person herbeigeführt worden war. Dieses Gutachten war auch von dem sofort herbeigeholten Bezirksarzt, sowie von den bei der Obduktion der

Leiche als Sachverständige zugezogenen Gerichtsärzten abgegeben worden. Doktor Rellbach hatte allerdings noch eine dritte Eventualität als nicht ausgeschlossen bezeichnet. Nämlich, daß der Rittmeister, von einem Gehirnschlage gerührt, bereits tot oder im Sterben niedergestürzt sei und sich im Sturze die Wunde beigebracht habe. Ob ein Gehirnschlag stattgefunden hatte, war jedoch bei der Sektion infolge des durch die Wunde verursachten starken Blutverlustes aus dem Gehirn nicht nachweisbar. Und die Gerichtsärzte glaubten sich dem Gutachten der Möglichkeit eines derartigen Falles nicht anschließen zu können, da ihrer Ansicht gemäß ein solcher Sturz eine Wunde von so bedeutender Tiefe nicht verursachen konnte.

Wenn aber der Rittmeister nicht, wie man im Publikum noch allgemein annahm, durch seinen in berauschtem Zustand erfolgten Sturz auf die Steinplatte seinen Tod gefunden, sondern durch die Hand eines Andern seines Lebens war beraubt worden, wer Anderer konnte der Thäter sein als sein Sohn Konrad? — Die gerichtliche Untersuchung würde zweifellos den Sachverhalt an das Licht bringen. Und wie die Dinge lagen, war es selbstverständlich, daß eine Untersuchung eingeleitet werden mußte und daß Konrad als der mutmaßliche Mörder seines Vaters in den Anklagestand versetzt werden würde.

Diese Erwägungen waren es, die Doktor Rellbach mit banger Sorge erfüllten, mit einer Sorge, die

durch den aufgeregten, verstörten Seelenzustand Konrad's, der in der Nachwirkung seiner schweren Krankheit keineswegs eine genügende Erklärung fand, noch wesentlich gesteigert wurde. Der Vermeidung einer den günstigen Verlauf der Krankheit seiner beiden Patienten beeinträchtigenden Gemütsaufregung wegen hatte er es die ganze Zeit über nicht gewagt, ihnen gegenüber das furchtbare Ereignis, von welchem beider Erkrankung ihren Ausgang genommen zu haben schien, zur Sprache zu bringen, und da auch sie selber ängstlich bestrebt waren, einer Erwähnung desselben aus dem Wege zu gehen, kein andrer Mensch aber von dem Zusammenhang des wirklichen Vorganges etwas zu wissen schien, so befand sich Doktor Rellbach heute, acht Wochen nach dem Geschehnis, über alle dasselbe begleitenden Umstände noch in ebenso vollständiger Unkenntnis wie zu jener schrecklichen Morgenstunde, als er den Rittmeister durch einen gewaltsamen Tod hinweggerafft und seine Frau und seinen Sohn in lebensgefährlicher Krankheit darniederliegend und in bewußtlosem Zustand vorgefunden.

Nur im Gespräch mit Paula war jenes dunklen Vorfalles von ihrer oder von seiner Seite hin und wieder flüchtige Erwähnung gethan worden. Aber auch ihr gegenüber trug er Scheu, der fürchterlichen Mutmaßung, in welch unseliger Weise Konrad an demselben beteiligt sein könnte, Ausdruck zu geben.

Denn auch sie teilte die allgemeine Annahme des nur durch einen Zufall und nicht durch fremden Eingriff herbeigeführten Unglücksfalles, und es dünkte ihn grausam, durch Wachrufung des Argwohns gegen Konrad den Frieden ihrer Seele früher zu stören, als dies durch die gesetzliche Gewalt geschehen würde.

Heut aber, da er wußte, daß die Vornahme eines ersten Verhörs sicherlich schon in den nächsten Tagen stattfinden würde, beschloß er, seine unglücklichen Freunde von dem Bevorstehenden in Kenntnis zu setzen, damit die gerichtliche Vorladung sie nicht gänzlich unvorbereitet träfe, wovon er bei der Art des schweren Herzübels, an welchem Frau von Lohr litt, besonders für sie von lebhafter Sorge erfüllt war. Er kam jedoch mit der Ausführung seines Vorhabens zu spät. Denn als er das Vorzimmer der Lohr'schen Wohnung betrat, teilte ihm Fanni, während sie ihm Hut und Überrock abnahm, mit geheimnisvoller Miene mit, daß vor etwa einer halben Stunde ein fremder Herr gekommen sei, der, nachdem er sich erkundigt, ob Frau von Lohr und Herr Konrad allein seien, sich in das Zimmer der ersteren begeben und dasselbe noch nicht wieder verlassen habe. Rellbach zweifelte keinen Augenblick daran, daß der Besuch dieses fremden Herrn mit der Einleitung der zu gewärtigenden gerichtlichen Untersuchung in Verbindung stehe und überlegte, ob er scheinbar ahnungslos, ungeachtet

der Anwesenheit des Fremden, seinen ärztlichen Besuch bei seinen Patienten abstatten, oder ob er sich jetzt zurückziehen und später wiederkommen sollte. Nach kurzem Nachdenken entschied er sich für ersteres. Er klopfte an die Thür des dem Vorzimmer zunächst gelegenen Speisezimmers und da ihm auf sein Pochen nicht geantwortet wurde und er eintretend das Gemach leer fand, wendete er sich nach Frau von Lohrs Schlafzimmer. Während er aber auf dessen geschlossene Thür zuschritt, öffnete sie sich und ein auch ihm unbekannter, hochgewachsener Mann mit bleichem, ernstem Gesicht trat über die Schwelle. Hinter ihm stand Frau von Lohr. Der Fremde warf einen flüchtigen Streifblick auf den Doktor und indem er sich wieder nach der Hausfrau zurückwandte, frug er, mit der Hand nach den zur andern Seite des Speisezimmers gelegenen Gemächern weisend:

„Hier hinüber, nicht wahr?“

„Ja wol, dort werden Sie meinen Sohn finden. Aber wenn Sie gestatten, will ich Sie zu ihm geleiten.“

„Bitte, bemühen Sie sich nicht, gnädige Frau,“ protestirte der Fremde. „Ich werde mich schon allein zurechtfinden. Es scheint, Sie bekommen Besuch.“

Jetzt erst bemerkte Berta den hinter dem Fremden zurückgetretenen Arzt.

„Ah, Sie hier, lieber Doktor!“ rief sie und reichte ihm ihre Hand, die sich anfühlte, als wäre sie aus Eis.

Der Andere verneigte sich grüßend gegen beide und schritt dem anstoßenden Zimmer zu, dessen Thür er hinter sich zuzog. Frau von Lohr aber kehrte mit Rellbach in ihr Schlafkabinet zurück. Dort ließ sie sich kraftlos in einen Armsessel niedersinken und barg ihr todblasses Antlitz in ihre beiden Hände.

„O Gott, habe Erbarmen mit uns!“ kam es wie ein leises Stöhnen über ihre Lippen.

Mit tiefstem Mitleid auf sie blickend stand der Doktor vor ihr. Kein Zweifel. Er hatte sich nicht getäuscht. Der letzte Akt des furchtbaren Drama's hatte begonnen.

Nach einigen Augenblicken lautlosen Schweigens ließ Berta die Hände von ihrem Gesichte gleiten und ein Blick voll Angst und Kummer heftete sich auf das Antlitz ihres Freundes.

„Wissen Sie, wer dieser Mann ist und was ihn hieher geführt?“ flüsterte sie.

Rellbach nickte.

„Ich ahne es wenigstens.“

„Wie! Sie wußten es, und die ganzen Wochen und Monate hindurch haben Sie uns nichts gesagt?“ rief sie angstvoll. „Sie wußten, daß der Verdacht vorliegt, daß mein Mann nicht durch einen unglücklichen Zufall ums Leben gekommen — — daß er getötet worden und daß . . . o mein Gott, es ist zu entsetzlich, es auszusprechen, es auch nur zu denken . . . . !“

Rellbach ergriff beide Hände der unglücklichen Frau und drückte sie warm.

„Fassen Sie sich, liebe Freundin, und fassen Sie Mut!“ sprach er. „Ein Verdacht ist noch kein Beweis.“

Sie aber wiederholte:

„Sie wußten es? Sagen Sie mir, wußten Sie es?“

„Ja, ich wußte es. Aber Sie durfte ich es nicht ahnen lassen. In dem gefahrvollen Zustand, in dem Sie sich befanden, würde die furchtbare Aufregung, die Angst und Qual Sie unfehlbar getötet haben. In Rücksicht hierauf und auf Konrads schwere Krankheit gelang es mir auch, für die gerichtliche Untersuchung Aufschub zu erreichen.“

„Ach, und Sie glauben, daß es mich jetzt nicht töten werde?“ frug Berta traurig. „Aber das ist ganz gleichgültig. Was liegt daran, ob ich lebe oder nicht. Nicht darum handelt es sich. Was für lächerlich albernes Zeug reden wir da, während ...“ Sie stockte. Und mit gänzlich veränderter Stimme, beinahe unhörbar fuhr sie nach einer kleinen Pause fort: „Doktor, Sie kennen ihn; sagen Sie mir, hat er es gethan, ist es möglich, daß er es gethan hat? ...“

Rellbach senkte die Augen. Eben diese Frage stellte er sich selber, unaufhörlich, diese ganze lange Zeit hindurch, ohne eine Antwort zu finden, oder vielmehr, ohne die Antwort, die er in seinem Geiste las, sich selbst eingestehen zu wollen. Und

diese ganze Zeit hindurch hatte er vor dem Augenblick gezittert, da er diese Frage von den Lippen der Mutter Konrads hören würde und ihr die Antwort nicht zu geben vermöchte, die sie von ihm, von ihrem Sohne selbst und von der ganzen Welt, vor der er bald als Angeklagter sich zu rechtfertigen haben würde, erwartete. Jetzt war er da, dieser fürchterliche Augenblick, und heißes, qualvolles Mitleid schnürte ihm das Herz zusammen, weil er das Wort nicht ohne Lüge auszusprechen vermochte, nach dem diese arme, unglückliche Frau sich sehnte.

Mit weit geöffneten Augen, in welchen der Ausdruck unermeßlicher Qual sich spiegelte, blickte sie ihn an und harrte stumm des erlösenden Wortes, harrte und harrte.

Er aber schwieg.

Da ging ein plötzliches Zucken und Beben durch ihre Gesichtszüge, durch ihre ganze Gestalt. Ihr Blick umflorte sich und ein leiser, stöhnender Seufzer rang sich schwer aus ihrer gequälten Brust. Sie hatte das Schweigen des Freundes verstanden.

Aber in dem schwachen, kranken Körper dieser Frau wohnte eine wunderbar starke Seele. Nur wenige Augenblicke drohte sie zusammenzubrechen unter dem grausamen Streich des wuchtenden Schicksals. Nach wenigen Minuten hatte sie die Kraft gefunden, sich aufzuraffen und dem Gespenst der drohenden Zukunft mutig ins Auge zu schauen.

Sie richtete sich empor; die Züge ihres tod-

blassen Angesichts strafften und spannten sich, als wäre es aus Stein gemeißelt, und mit ruhiger Fassung sprach sie:

„Sie schweigen. Und Sie haben recht, daß Sie es verschmähen, mir einen Trost zu spenden, den Sie selbst als Lüge empfinden und der, wenn er sich als eitel erwiese, doch keine Hilfe und Rettung zu bieten vermöchte. Als wahrer Freund durften Sie es nicht versuchen, mir durch eine Lüge eine trügerische Hoffnung zu erwecken, die doch bald zunichte werden müßte.“ Und leiser fügte Sie hinzu: „Ach, ich hatte geglaubt, den Gram und Kummer eines unglücklichen Menschenlebens bis auf den letzten Grund erschöpft zu haben. Jetzt seh' ich, daß das Maß der Leidensfähigkeit noch lange nicht voll war!“

Endlich fand der Doktor ein Wort der Erwiderung.

„Ich mußte auf Ihre Frage die Antwort schuldig bleiben,“ sagte er mit gedämpftem Tone, „weil es mir unmöglich war, mit gutem Gewissen mit: Nein! zu antworten, und weil mir die Antwort: Ja, ich halte es für möglich, daß das, um was Sie mich gefragt, geschehen sei, zu grausam schien. Ein Urteil, ob es wahrscheinlich, daß es geschehen, kann ich jedoch nicht abgeben, da ich von allen Vorgängen in jener unseligen Nacht nichts erfahren habe und aus dem Grunde auch nichts erfahren konnte, weil ich um Ihrer und Konrads Genesung willen mich als Arzt verpflichtet fühlte, jeder Er-

innerung an jene Ereignisse, welche die Ursache Ihrer beider Erkrankung zu sein schienen, vorzubeugen."

„Ja, Sie wissen nicht, was sich damals zugetragen," wiederholte Berta; „Sie vermieden es, von dem schaurigen Unglücksfalle zu sprechen. Ich war Ihnen dankbar für dieses Schweigen, denn jeder Rückgedanke daran ward mir zu grausamer Pein. Auch glaubte ich alles, was zwischen mir und meinem unglücklichen Gatten vorgefallen, mit seinem Tode vergessen und ausgelöscht. Wie hätte ich ahnen können, daß die Vorgänge jener Nacht zur Quelle einer so furchtbaren Anklage gegen Konrad werden könnten! Doch was soll ich zögern, sie Ihnen mitzuteilen, da sie nun ja doch nicht länger verborgen bleiben können."

Und nun erzählte sie alles, was sie wußte. Sie erzählte, wie sie auf die Heimkunft ihres Mannes gewartet, wie sie Konrad veranlaßt, zu Bette zu gehen und sie allein zu lassen. Sie erzählte von dem Briefe, den sie ihrem Manne geschrieben, wie sie ihn, als er gegen zwei Uhr Morgens nach Hause gekommen, in seinem Zimmer aufgesucht habe, was zwischen ihnen gesprochen worden und wie er sich, von Zorn übermannt, zu rohen Thätlichkeiten gegen sie habe hinreißen lassen. Und mit leiser, stockender Stimme berichtete sie weiter, wie sie, als er sie an den Haaren faßte und zu Boden schleuderte, das Bewußtsein verloren.

„Wie lange ich bewußtlos gelegen haben mag,

das weiß ich nicht," schloß sie ihre Mitteilungen. „Als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, lag ich auf meinem Bette und Konrad stand neben mir. Ach, besser wär' es gewesen, er hätte mich nicht ins Leben zurückgerufen, er hätte mich ins Jenseits hinüberschlummern lassen. Das schrecklichste wäre mir erspart geblieben."

„Und Ihr Mann?" unterbrach sie der Doktor mit unruhiger Spannung.

„Seit jenem Augenblick, da er seine Hand gegen mich erhob, um mich zu Boden zu schleudern, sah ich ihn nicht mehr," fuhr Berta mit dumpfem Tone fort. „Als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, ward ich von einem jener Herzkrämpfe befallen, die Sie an mir kennen, heftiger und peinvoller als je zuvor. Von Theodor wußte und hörte ich nichts. Ich glaubte, daß er schlief. Nur Konrad weilte neben mir und bemühte sich, durch Anwendung der von Ihnen verordneten Mittel die sich wiederholenden Anfälle meines Übels zu lindern. Es gelang ihm auch — leider! abermals mein Leben zu erhalten. Die beklemmende Atemnot wich allmälig und ich schlief ein. Als ich wieder erwachte, es war schon heller Tag, war ich allein, und da ich glaubte, daß Konrad, während ich schlief, sich auch zu Bette begeben habe, wollte ich ihn nicht rufen, um die kärglichen Stunden seiner Ruhe nicht noch mehr zu kürzen. Bald darauf kam Fanni nach Hause — sie hatte eben diese Nacht bei ihrer Schwester, die

ihre Hochzeit feierte, zugebracht — und nun erfuhr ich all das Fürchterliche . . . Theodor tot . . . Konrad in heftigen Delirien . . .“

Sie vermochte nicht, weiter zu sprechen. Ermattet lehnte sie sich in den Fauteuil zurück und schloß die Augen.

Auch der Doktor schwieg. Das Gehörte hatte ihn mächtig ergriffen, und die verschiedenartigsten, einander widersprechendsten Gefühle, Gedanken und Vorstellungen kreuzten sich in seinem Innern. Seine bange Sorge, daß es Konrads Hand gewesen, die seines Vaters Tod herbeigeführt, ward aber um nichts vermindert. Kaum konnte ein Zweifel obwalten, daß er, als der Rittmeister seine unglückliche Frau mißhandelte, wol durch einen von ihr vielleicht unwillkürlich ausgestoßenen Hilfeschrei aufgeschreckt, herbeigeeilt war, daß sich zwischen ihm und dem Rittmeister ein Kampf entsponnen und er seinen Vater erschlagen hatte.

Mit kurzen, hastigen Schritten lief er im Zimmer auf und ab. Die Aufregung, in der er sich befand, ließ ihn nicht stillsitzen. Für ihn unterlag es gar keinem Zweifel, daß der schreckliche Vorgang sich in dieser Weise zugetragen habe. Aber er wagte es nicht, seine Auffassung der Sachlage der unglücklichen Frau mitzuteilen. Wenn sich dieselbe als richtig erwies, würde sie es früh genug erfahren. Seine ganze Hoffnung war nur mehr darauf gerichtet, daß es sich erweisen ließe, daß Konrad die Schreckens-

that nicht vorsätzlich vollzogen, sondern in dem in der Verteidigung seiner Mutter entsprungenen Handgemenge mit seinem Vater denselben unabsichtlich getötet habe. Aber wenn es sich auch so verhielt, wenn auch die Verteidigung das äußerste aufbot, um ihn zu entschuldigen und die Strafe, die er zu gewärtigen hatte, in denkbar gelindestem Ausmaß bemessen wurde: seiner Schuld überführt und verurteilt würde er dennoch werden. Dies stand unzweifelhaft fest. Und gerade dies war es, was sein gütiges, mitleidsvolles Herz mit tiefem Kummer erfüllte. Denn er sah es voraus, daß die arme Frau diesem neuen Schicksalsschlag erliegen würde. Und wenn Konrad, wie er befürchtete, die That leugnete, so stand seine Sache noch weit schlimmer. Denn in diesem Falle würde der Gerichtshof nicht zu der Auffassung einer unabsichtlichen Tötung gelangen, sondern sicherlich eher einen vorsätzlich begangenen Mord annehmen.

Plötzlich blitzte in seinem Geiste ein Gedanke auf, der ihm Rettung versprach. Wie, wenn es ihm gelänge, den Beweis zu erbringen, daß Konrad jene That bereits in unzurechnungsfähigem Geisteszustand vollzogen habe, daß zu jener Stunde seine Krankheit ihn bereits ergriffen und er im Ausbruch des heftigsten Fieberparoxismus gehandelt hatte?!

Rellbach griff sich an die Stirn. Daß ihm dieser Gedanke nicht schon früher gekommen war! So, gerade so mußte die Sache, wenn Konrad

wirklich der Thäter war, sich verhalten haben! Ganz und gar war es unmöglich, daß dieser junge Mann, der durch Jahre hindurch seinem Vater die äußersten Opfer gebracht, der alle Qual und Pein, die jener ihm verursachte, in langmütiger Geduld ertrug, plötzlich seine mörderische Hand gegen ihn erhob, wenn nicht sein Geist von der Nacht der ausbrechenden Gehirnkrankheit umdunkelt gewesen. Da aber diese Krankheit sich bereits vorbereitete, war es natürlich, daß die qualvollen Sorgen und Aufregungen des ganzen Tages, hiezu noch der maßlose, sein ganzes Nervensystem erschütternde Schreck und Zorn, als er dazu kam, wie seine *Mutter von* seinem Vater mißhandelt wurde, den Ausbruch der Krankheit beschleunigte und steigerte und daß er gerade im Momente des Anblicks dieser Gewaltthat und als er sich in gerechter Entrüstung auf den Peiniger seiner Mutter stürzte, um sie dessen rohen Fäusten zu entreißen, vom Wahnsinn seines Fieberdeliriums ergriffen wurde.

Ja, hier lag die Rettung für Konrad. Denn unmöglich schien es Rellbach, daß es ihm nicht gelingen sollte, die bei dem Prozesse behufs Abgabe ihres Gutachtens heranzuziehenden Gerichtsärzte von der Zweifellosigkeit dieser Sachlage überzeugen zu können und daß demgemäß Konrad der Verantwortlichkeit für seine That, als in völlig unzurechnungsfähigem Geisteszustand begangen, nicht sollte überhoben und von jeder Schuld freigesprochen werden.

Eine Schwierigkeit lag nur darin, daß Konrad seine Mutter, ihrer eigenen Aussage gemäß, in ihrer Ohnmacht und in den derselben folgenden Anfällen ihres Leidens, also zu einer Zeit, wo der kritische Vorgang schon stattgefunden haben mußte, in einer Weise gepflegt und gewartet hatte, daß seine Thätigkeit eine krankhafte Störung seiner Geisteskräfte durchaus nicht erkennen ließ. Doch auch über diesen schwierigen Punkt hoffte Doktor Rellbach hinwegzukommen, da, wie er wußte, es thatsächlich solche Fälle gibt, wo ein von einer Krankheit, wie jene Konrads war, ergriffener Patient in der dem Ausbruch eines Paroxismus unmittelbar folgenden Reaktion infolge gewisser, seine Seelenthätigkeit aufs äußerste anspannenden Umstände sich völlig ruhig und unter dem Einflusse scheinbar vollkommen normaler Gehirnfunktionen zu äußern und zu handeln vermag, so daß dem Laien die Krankheit während dieser Zeit, daß heißt während eines Zeitraums von einigen Stunden, gänzlich gewichen zu sein scheinen kann, um freilich nach Verlauf dieser kleinen Spanne Zeit mit neuer und verstärkter Intensität aufzutreten, — wie es denn auch bei Konrad thatsächlich der Fall war.

Der Doktor hielt auf seiner rastlosen Wanderung durch das Zimmer inne und indem er an Frau von Lohr dicht herantrat, legte er seine Hand auf ihre Schulter und sagte schlicht und fest:

„Verzagen Sie nicht! Lassen Sie den Mut nicht

sinken! Wir werden Konrad retten. Ich hoffe es mit sicherer Zuversicht.“

Ein leuchtender Strahl blitzte in ihrem umflorten Auge auf.

„Er ist unschuldig. Nicht wahr, er ist unschuldig? Er hat es nicht gethan?“

Der Doktor schüttelte den Kopf.

„Nicht das ist es,“ erwiderte er sanft. „Ich vermag nicht daran zu zweifeln, daß er die That begangen hat, deren er angeklagt werden wird. Die Umstände sprechen zu laut gegen ihn. Aber dennoch halte ich ihn für schuldlos. Für schuldlos in einem andern Sinne, als wenn er die That nicht vollzogen hätte.“

Und indem er neben Berta Platz nahm, setzte er ihr kurz und gedrängt seine Auffassung der Lage der Dinge auseinander und auf welche Weise er einen völligen Freispruch Konrads erzielen zu können hoffte.

„Von großer Wichtigkeit ist,“ so schloß er seine Rede, „daß Konrad — wenn er der Thäter ist — nicht in Verkennung seiner Lage und des Gewichtes der gegen ihn zeugenden Umstände aus Furcht seine That zu leugnen versuche. Dies würde die Stimmung seiner Richter und ihre Auffassung der Sachlage in sehr ungünstiger Weise beeinflussen.“

„Das brauchen Sie nicht zu befürchten, lieber Freund,“ entgegnete Berta mit einem Anfluge von Stolz. „Konrad lügt nicht. Wenn er sich schuldig

gemacht hat, dessen man ihn bezichtigt, so besitzt er auch den Mut, es einzugestehen. Dann hat er es dem Richter schon eingestanden, der in diesem Augenblicke bei ihm weilt."

VII.

Berta täuschte sich. Während sie ihre Überzeugung aussprach, daß ihr Sohn, unfähig einer Lüge, die That, wenn er sie begangen, auch eingestehe, dachte er weniger daran als je früher, ein Geständnis abzulegen. In dem Augenblick, als er sich dem Richter gegenüber sah, war eine gänzliche Umwandlung mit ihm vorgegangen. Er sah in ihm einen auf sein Verderben bedachten Feind, dem er nur durch kluge List und durch hartnäckiges Leugnen seiner Schuld zu entrinnen vermöchte, und ein aufrichtiges Bekenntnis seiner That, welches ihm zu entlocken früher vielleicht durchaus nicht allzu schwierig gewesen wäre, lag ihm jetzt völlig ferne.

Als Konrad an seine wie gewöhnlich abgesperrte Thür pochen hörte, glaubte er, nachdem er Glasers Billet erhalten, das ihm eine nochmalige Unterredung mit ihm in Aussicht stellte, nichts anderes, als daß dieser es sei, der käme, ihn nochmals aufzusuchen. Und entschlossen, diesmals dessen ihm bereits bekannten Vorschläge anzunehmen, schob er mit vor Hast und Erregung bebender Hand den Riegel zurück. Ein Blick auf den in der Thür stehenden, ihm un-

bekannten Herrn, in sein ernst forschendes, wiewol nicht unfreundlich blickendes Auge genügte, um ihn Gefahr wittern zu lassen. Und ein Gefühl von Angst und Furcht, Verzweiflung und bitterem Haß ergriff ihn mit solch überwältigender Macht, daß er am ganzen Körper zu zittern anfing und sein Herz so gewaltsam schlug, daß es ihm fast den Atem benahm. Nur mit Mühe gelang es ihm, seine Aufregung soweit zu beherrschen, daß — wie er hoffte — der Fremde sie nicht gewahr werde.

Diesem war sie jedoch keineswegs entgangen, und einen gespannt aufmerksamen Blick auf Konrad richtend sagte er, indem er sich selbst vorstellte:

„Doctor jur. Baumann, Untersuchungsrichter." Und nach kurzer Pause: „Ich komme, um Sie um Mitteilung einiger Details in Bezug auf den Unglücksfall Ihres Herrn Vaters zu bitten."

Konrad verfärbte sich leicht. Aber sich kräftig zusammennehmend, bat er seinen Besuch mit einer affektirten Miene ungezwungener Sicherheit ob der in seinem Zimmer herrschenden Unordnung und seiner eigenen nachlässigen Toilette — er war in Schlafrock und Pantoffeln — um Entschuldigung und lud ihn mit artiger Handbewegung zum Sitzen ein.

Baumann blickte flüchtig im Zimmer umher.

„Aber ich bitte Sie," sagte er mit verbindlichem Lächeln. „Das nennen Sie Unordnung! O, bei mir sieht es noch ganz anders aus. Ich bin Junggeselle, wohne allein, ohne Familie, und meine Auf-

wärterin, um die Bücher, Schriftstücke und dergleichen, die da massenhaft umherliegen, nicht zu verräumen, wodurch sie mich schon einige male ganz zur Verzweiflung gebracht hat, rührt sie nun gar nicht an und läßt den Staub fingerdick anwachsen. Ja, bei mir würden Sie sehen, was Unordnung heißt. Und ich habe gar keine Entschuldigung dafür, während Sie noch außerdem durch Ihre Krankheit gerechtfertigt sind. Sie sind ja Patient, befinden sich noch in Reconvalescenz. Dieses Umstandes wegen wurde von *uns auch beschlossen*, Ihre Einvernehmung hier in Ihrer Wohnung vorzunehmen, während ein Verhör von Rechtswegen eigentlich vor den Schranken des Gerichtshofes stattfinden müßte."

Baumann sagte dies alles in so leichtem, unbefangenem Konversationstone und mit einer so verbindlich freundlichen Miene, als handelte es sich um die harmloseste Sache von der Welt.

Konrads Aufregung wurde dadurch aber mehr gesteigert, als wenn er den strengen Untersuchungsrichter herausgekehrt und gleich angefangen hätte, ihn in ernstem, schroffem Tone über die Angelegenheit selber auszufragen. Nicht im entferntesten fiel es ihm ein, daß die Indicien gegen ihn zeugten. Im Gegenteil war er von der Überzeugung durchdrungen, daß nicht der Schatten eines Beweises gegen ihn vorliege und daß eine Anklage gegen ihn nur auf eine Denunciation Glasers, des einzigen

Zeugen und Mitwissers seines Verbrechens, oder auf ein etwa ihm selbst entschlüpfendes Eingeständnis irgend eines ihn belastenden Umstandes hin erhoben werden könne. Darum hatte er auch nur den einzigen Wunsch, dieses Verhör durch seine scheinbar bündige Offenheit in Angabe aller ihm bekannten Umstände so kurz und rasch als möglich zu Ende zu bringen und dann sofort zu Glaser zu eilen, um mit ihm ein endgültiges Übereinkommen zu treffen.

„Diese Ausnahmsverfügung ist in der That eine sehr wolwollende Rücksicht,“ erwiderte er, indem er sich zwang, mit einem matten Tone zu sprechen, als ob ihn die Unterredung eine große Anstrengung kostete, „und ich bin Ihnen und wer sonst noch diese Bestimmung getroffen hat, sehr zu Danke verpflichtet. Denn ich fühle mich wirklich noch gar nicht wol. Darf ich Sie daher bitten, mir zu sagen, welche Daten hinsichtlich jenes schrecklichen Ereignisses es sind, über welche Sie von mir Auskunft wünschen?“

„Gewiß, Sie haben ganz recht, gleich zur Sache zu kommen,“ beeilte sich der Richter zu entgegnen, während ein kaum bemerkbares Lächeln über seine Lippen glitt. „Sie bedürfen noch sehr der Ruhe. Ich will mich daher so kurz fassen als möglich, um Sie nicht über Gebühr zu belästigen. Und nachdem Frau von Lohr soeben die Güte hatte, mir in betreff des Vorganges über alle ihr bekannten

Umstände Mitteilung zu machen, so bleiben mir nur noch ganz wenige und geringfügige Details übrig, deren Klarstellung ich mir von Ihnen erbitten muß."

Konrad horchte auf.

„Sie waren bei meiner Mutter?"

Der Untersuchungsrichter nahm eine Miene an, als ob diese Frage ihn überrasche.

„Ja gewiß! Selbstverständlich. Die Aussage der gnädigen Frau ist uns natürlich ebenso wichtig als die Ihrige. Des Zusammenhanges und der Ergänzung beider wegen."

Konrad fühlte sich immer unbehaglicher. Doch rasch faßte er sich wieder. Es war ja in der That selbstverständlich, daß auch seiner Mutter Einvernehmung verlangt wurde. Und da er wußte, daß sie in ihren Aussagen nicht eine Linie breit von der nackten Wahrheit abgewichen sein noch auch fernerhin abweichen würde, ergab sich für ihn die Notwendigkeit, an der Wahrheit soweit festzuhalten, daß seine Mitteilungen mit den ihrigen nicht in Widerspruch kämen. Dies bot freilich einige Schwierigkeiten, immerhin aber keine unüberwindbaren.

„Ja ja, es war freilich unvermeidlich," sagte er zerstreut. „Ich fürchte nur, daß das lebhafte Wachrufen all dieser traurigen Erinnerungen auf ihre leidende Gesundheit einen sehr nachteiligen Einfluß üben werde."

Baumann nickte seufzend.

„Ich würde dies aufrichtig bedauern. Aber es lag leider nicht mehr in meiner Macht, dem vorzubeugen. Es gibt Märtyrer des Lebens, welche vom Schicksal ausschließlich zum Leiden auserwählt zu sein scheinen. Ihre Mutter scheint zu diesen edlen Märtyrerseelen zu gehören. Ihr Gatte ward zum Unglück ihres Daseins. Er war ihr Unglück in seinem Leben und er wurde es noch in seinem Tode."

Konrad blickte den Richter scheel von der Seite an, antwortete jedoch nichts.

„Nun, um zur Sache zu kommen," fuhr dieser über eine kleine Weile fort, indem er, die Arme auf den Rand des Tisches lehnend, sich mit dem Oberkörper vorbeugte und Konrad mit durchdringender, gespannter Aufmerksamkeit ins Gesicht schaute. „Wollen Sie die Güte haben, mir zu sagen, auf welche Weise Sie sich den gewaltsamen Tod Ihres Vaters erklären, nachdem, wie Ihnen wol nicht unbekannt, die noch allgemein verbreitete Annahme, daß er, zufällig auf die Ecke der marmornen Tischplatte auffallend, sich die tötliche Wunde zugezogen, erwiesenermaßen gänzlich ausgeschlossen ist."

Wäre neben Konrad eine Bombe geplatzt, er hätte nicht heftiger erschrecken können, als er über diesen unerwarteten, ihn ganz unvorbereitet treffenden Angriff erschrak.

„Wie —! Was meinen Sie? Ich verstehe nicht

recht," rief er. „Nicht der Sturz meines Vaters soll die Ursache seines Todes gewesen sein?"

„Nein, er kann es nicht gewesen sein," versetzte Baumann mit Nachdruck. „Gerade dies ist vollkommen unmöglich. Die Gerichtsärzte haben bei der Untersuchung des Leichnams die ausdrückliche Erklärung abgegeben, daß eine Wunde von solcher Tiefe, eine Zertrümmerung des Schläfenbeins, wie die Leiche aufwies, von einem durch ein bloses Straucheln des Rittmeisters verursachten Aufschlagen des Kopfes auf die Tischecke unmöglich konnte herbeigeführt werden. Es ist hiermit erwiesen, daß dessen Tod nicht durch einen unglücklichen Zufall verursacht worden, sondern daß die Hand eines Anderen ihn ums Leben gebracht. Da Ihre Wohnung zu jener kritischen Zeit jedoch verschlossen gewesen und ein Fremder in dieselbe nachweisbar nicht eingedrungen war, so können nur die Inwohner dieser Räumlichkeiten selbst als des Mordes verdächtig erscheinen. Ihr Dienstmädchen Fanni war in jener Nacht von hier abwesend, mithin bleiben noch Ihr Zimmerherr Glaser . . . ."

„Glaser kam erst gegen Morgen nach Hause," beeilte sich Konrad einzuschalten. (Das fehlte noch, Glaser zu verdächtigen! Im Falle einer gegen ihn eingeleiteten Untersuchung würde derselbe nicht ermangeln, sofort die Anzeige zu erstatten über das, was er gesehen.)

„. . . also außer Herrn Glaser," fuhr der

Richter langsam und zögernd fort, „bleiben noch als der That verdächtig: Sie selbst und Ihre Mutter.“

Totenblässe überzog Konrads Angesicht. Es ward ihm schwarz vor den Augen und das Herz klopfte ihm, als müßte es seine Brust zersprengen.

„Wie? Meine Mutter . . .?“ stammelte er, lallend wie ein Betrunkener.

„Und Sie selbst,“ wiederholte Jener.

Mit weit aufgesperrten Augen blickte Konrad auf den Richter. Aber so sehr er ihn anstierte, sah er doch weder ihn, noch sonst etwas, denn alles schien sich vor ihm im Kreise zu drehen und er fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

Endlich raffte er sich auf.

„Aber das ist Willkür!“ schrie er und schlug mit der Hand auf den Tisch. „Nichts als reine Willkür ist es, uns zu verdächtigen! Gar keine Beweise haben Sie, daß mein Vater nicht durch einen zufälligen Sturz verunglückte. Und wenn ihn jemand ermordet hat, so sind nicht wir seine Mörder!“

Baumann zuckte die Achseln.

„Regen Sie sich nicht so auf!“ sagte er ruhig. „Das ist Ihrer Gesundheit schädlich, und Sie werden Ihrer Gesundheit und Kraft noch bedürfen. Was aber Ihre Behauptung von Willkür betrifft, so bitte ich Sie zu bedenken, daß das Gutachten der beeideten Ärzte nicht auf Willkür beruhen kann.

Die Verletzung, welche den Tod Ihres Vaters verursacht hat, wurde ihm von fremder Hand beigebracht. Und es ist die Aufgabe der Gerichte, den Mörder ausfindig zu machen. Auch ist es nicht Willkür, wenn sich der Verdacht gegen die Insassen der Wohnung, in welcher er erschlagen gefunden wurde, richtet. Wer anderer kann es gewesen sein? Sagen Sie selbst! Kann ein Fremder in Ihrer Wohnung eingedrungen sein und den Rittmeister getötet haben? Allein ist er nachts nach Hause gekommen, und auch bei Ihnen war niemand anderer. Ihre Mutter erwartete ihn. Sie begab sich in sein Zimmer, um ihm Vorstellungen zu machen über seinen ausschweifenden Lebenswandel. Da entwickelte sich ein Wortwechsel, in welchem Ihr Vater immer heftiger wurde und schließlich in einem Anfalle wütenden Zornes sich soweit vergaß, daß er sich thätliche Mißhandlungen seiner Frau zu Schulden kommen ließ. Alles dies hat Frau von Lohr selbst eingestanden. Nun bedenken Sie: Nach ein Uhr kam Ihr Vater heim; eine Stunde mag seine Unterredung mit Ihrer Mutter gedauert haben; als aber Ihre Dienerin gegen sieben Uhr in Ihre Wohnung zurückkehrte, fand sie den Rittmeister entseelt auf dem Boden seines Zimmers liegen und die herbeigerufenen Ärzte erklärten, daß der unmittelbar durch die erlittene schwere Kopfwunde erfolgte Tod bereits seit etwa vier bis fünf Stunden eingetreten sein mußte. Nun urteilen Sie selbst: Ist es da

Willkür, wenn der Verdacht der Thäterschaft sich gegen Sie beide wendet? — Entweder hat Ihre Mutter in der furchtbaren Aufregung über die von ihrem Gatten erduldete Mißhandlung ihn getötet, oder Sie sind in dem Momente des Handgemenges jener beiden hinzugekommen und Sie haben die That vollzogen. — Ein drittes scheint ausgeschlossen. Sollten Sie aber vielleicht eine andere Eventualität für möglich halten, vielleicht einen bestimmten Argwohn gegen jemand hegen, so bitte ich Sie und ist es Ihre Pflicht, uns denselben auszusprechen und hiedurch auf die Spur des Thäters zu lenken."

Finster schaute Konrad vor sich hin. Das Netz, das ihn umstrickte, zog sich immer fester und fester zusammen. Kaum schien es möglich, dessen dichtgewebten Maschen zu entrinnen.

„Ich hege gegen niemand einen Verdacht," antwortete er trotzig. „Ich habe auch gar nicht daran gedacht, jemand zu beargwohnen, da ich bis zu dem Augenblick Ihrer Mitteilungen es gar nicht wußte, daß die Todesursache meines Vaters eine andere als sein fataler Sturz auf die Ecke der Steinplatte sein sollte, wie man allgemein annahm."

Baumann nickte.

„Gut, gut! Ich will Sie auch gar nicht zu der Aussprache eines Verdachtes noch zu einem Geständnis drängen. Wenn Sie schuldig sind, werden Sie sicherlich freiwillig dazu gelangen, das Geständnis Ihrer That abzulegen, wenn Sie einsehen

werden, daß gerade hiedurch Ihre Lage um vieles günstiger gestaltet wird. Vorläufig ersuche ich Sie nur noch, mir einige Fragen zu beantworten. Wann haben Sie Ihren Vater zum letzten male lebend gesehen?"

„Am Tage vor seinem Unglück. Nachmittags, ich weiß nicht mehr um welche Stunde, im Garten des * * * 'schen Restaurants."

„Sie gingen dorthin, um ihn aufzusuchen?"

„Ich sah ihn in den Wirtsgarten eintreten und ging ihm nach, um . . ." Konrad stockte.

„Um ihn zur Verantwortung zu ziehen wegen seines am Morgen desselben Tages durch einen auf Ihren Namen gefälschten Brief an Ihnen verübten Betruges," ergänzte Baumann.

„Ganz richtig! — Sie scheinen in der That vortrefflich unterrichtet zu sein."

„Das ist die Aufgabe meines Amtes," sagte der Richter trocken. „Und Sie trennten sich friedlich von Ihrem Vater?"

„Er wies alle meine Bitten und Vorstellungen zurück, und als ich sah, daß alles weitere Reden nutzlos bleiben würde, ging ich weg."

Baumann blickte einige Augenblicke nachdenklich vor sich hin. Dann frug er plötzlich:

„Und Sie sahen Ihren Vater erst wieder nachts zu Hause, im Handgemenge mit Ihrer Mutter?"

Konrad schaute den Andern trotzig an. „Nein, mein Lieber, so fängst Du mich nicht!" dachte er.

Laut aber antwortete er: „Ich sah ihn gar nicht mehr; denn als er nachts nach Hause kam, war ich bereits zu Bette gegangen, und als er am andern Morgen in seinem Zimmer tot aufgefunden wurde, lag ich von heftigem Fieber ergriffen, bewußtlos darnieder.“

Baumann zog die Brauen zusammen.

„Bedenken Sie, was Sie da sagen, Herr von Lohr,“ versetzte er kalt. „Ihre Aussage steht im Widerspruch mit der Aussage Ihrer Mutter. Frau von Lohr teilte mir mit, daß sie infolge der Mißhandlungen ihres Gatten und von demselben zu Boden geworfen, das Bewußtsein verloren habe und daß sie, als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, auf ihrem Bette lag und Sie mit dienstfertigem Beistand um sie beschäftigt gewesen seien. Die Ohnmächtige konnte aber doch unmöglich sich selber aus dem Kabinete des Rittmeisters in ihr Zimmer begeben und auf ihr Bett legen. Irgend jemand muß sie dahin gebracht, getragen haben. Niemand anderer kann dies aber gethan haben als Sie. Also entweder waren Sie es, der Ihre Mutter aus den Händen Ihres Vaters befreite und sie auf ihr Lager trug, dann beruht Ihre soeben gethane Aussage auf Unwahrheit. Oder Ihre Mutter hatte das Bewußtsein nicht verloren, dann sind deren Mitteilungen mit der Wahrheit im Widerspruch.“

„O nicht doch, da irren Sie sich,“ versetzte Konrad gereizt. „Weder meiner Mutter noch meine

Aussagen müssen auf Lüge beruhen. Das ist abermals eine willkürliche Auffassung. Der jemand, der meine Mutter in ihr Zimmer brachte, kann mein Vater gewesen sein. Und so scheint es sich auch thatsächlich zu verhalten, denn als ich durch schmerzliche, dumpfe Klagelaute aus dem Schlafe geweckt, in ihr neben dem meinen gelegenes Zimmer eilte, fand ich sie ohnmächtig auf ihrem Bette liegen. Und allerdings bot ich dann alles auf, um sie wieder ins Leben zu erwecken, und so mußte sie, erwachend, mich um sie beschäftigt sehen." Bei sich aber dachte er: „Nun hab' ich den Weg der Lüge betreten, nur immer zu, immer weiter! Einen Rückweg giebt es nicht mehr!"

Ein Schwindel hatte ihn erfaßt und doch waren seine Gedanken merkwürdig klar und scharf. Zugleich aber fühlte er, wie seine körperliche Kraft so sehr zu Ende ging, daß, wenn dieses Verhör noch lange dauerte, er zusammenbrechen oder aus bloser dummer physischer Schwäche alles eingestehen würde. Sein Kopf schmerzte ihn, ein Nebel lagerte sich ihm vor die Augen, seine Kehle war trocken und heiß und die Zunge klebte ihm am Gaumen, daß ihm das Sprechen schwer wurde.

Baumann blickte ihn spöttisch an.

„Sie wollen mich also glauben machen," sagte er sarkastisch, „daß Ihr Vater, nachdem er seine Frau in einem Anfalle wütenden Zornes niedergeschlagen und geschleift hatte, plötzlich von Mitleid

und Reue ergriffen, sie auf ihr Bett trug. Dann aber wieder, anstatt Sie zu Hilfe zu rufen und sich zu bemühen, die Ohnmächtige zum Leben zu erwecken — wie es natürlich und folgerichtig gewesen wäre, wenn er seine Mißhandlungen wirklich bereute — sie dort liegen ließ, weglief und nichts Eiligeres zu thun hatte, als mit dem Kopf auf die Marmorplatte aufzuschlagen, um sich selbst aus dem Leben zu schaffen."

Jetzt wurde Konrad sehr zornig.

„Gar nichts will ich Sie glauben machen," rief er heftig. „Ich bin auch gar nicht dazu verpflichtet, die Sache aufzuklären, und ich kann es nicht, da ich selbst nicht weiß, wie sich das Unglück zutrug. Nein, ich weiß es nicht, ob mein Vater sich zu Tode fiel, oder ob ihn jemand erschlagen hat. Ihre Aufgabe ist es, die Sache aufzudecken, nicht die meine. Ich habe Ihnen gesagt, was ich weiß, und mehr kann ich nicht!" In seinem Herzen aber rief es: „Nur immer d'rauf, Schurke! Gemordet hast du schon, jetzt vorwärts in Lug und Trug, nur nicht zurück, dort lauert das Verderben!"

Der Richter schwieg. Nach einer kleinen Weile aber sprach er mit traurigem, fast herzlichem Tone:

„Sie thun unrecht, Herr von Lohr, die Wahrheit nicht einzugestehen. Wenn Sie sich dazu entschließen könnten, das Vorgefallene in seinem ganzen Zusammenhange uns aufrichtig mitzuteilen, so würden Sie dadurch dem Gerichtshofe einen schwerwiegenden

Entschuldigungsgrund Ihrer That an die Hand geben, wodurch dieselbe in einem weit milderen Lichte erscheinen würde. Der Lebenswandel Ihres Vaters, sein Verhalten gegen Sie und Ihre Mutter hatte Sie bereits bis an die äußerste Grenze Ihrer Duldungsfähigkeit gebracht. Die Vorgänge aber desselben verhängnisvollen Tages hatten Sie bis zur verzweifelten Empörung gegen ihn getrieben. Dann, um das Maß voll zu machen, mußten Sie es noch sehen, wie er seine gewaltthätige Hand zu brutaler Mißhandlnng Ihrer Mutter erhebt, und von Mitleid, Schreck und Zorn ergriffen, werfen Sie sich auf ihn, um Ihre Mutter gegen ihn zu verteidigen. Doch er leistet Ihnen Widerstand und in dem wilden, heftigen Ringen, das nun entbrennt, verlieren Sie alle Fähigkeit besonnener Überlegung Ihrer Handlungsweise. Den nächstliegenden Gegenstand als Waffe ergreifend, holen Sie zum tötlichen Schlage aus. Ihr Arm trifft den Gegner, er stürzt — und im Sturze fällt sein Haupt auf die Tischecke, von dort zu Boden, und Sie gewahren mit Entsetzen, daß Sie Ihren Vater getötet haben..."

Konrad sprang empor. Er war bleich geworden bis in die Lippen. Seine Augen brannten, sein Mund öffnete sich und zuckte, als ob er etwas sagen wollte.

„Ja, ja, so war es! beinahe so ist es geschehen!" schrie es in seinem Innern. „Gerade das hab' ich gefühlt, das hab' ich gethan. Aber wenn Ihr es

wißt, warum foltert Ihr mich noch länger? Warum befragt Ihr mich, warum wollt Ihr ein Geständnis? Nehmt mich hin! Nehmt den Mörder seines Vaters! Ergreift und verurteilt ihn! Thut mit ihm, was Ihr wollt! Nur ein Ende, macht ein Ende mit dieser Qual!"

Auch der Richter hatte sich erhoben. Er stand vor ihm. Beide schauten sich Aug' ins Auge und in dem Blicke Konrads las jener klar und deutlich das Bekenntnis seiner vollsten Schuld.

Konrads Lippen bebten und zuckten, sie bewegten sich — aber sie schwiegen.

„Nun —?" frug Baumann. „Sprechen Sie doch — sprechen Sie es aus!"

Da veränderten sich plötzlich Konrads Züge. Ein verzerrtes Lächeln glitt über sein Gesicht und aus seinem Auge blitzte Haß und Hohn.

„Ein Narr, der ich bin, wenn ich mich so fangen lasse!" fuhr es durch sein Hirn. „Alles ist nur List und Tücke. Nichts wissen Sie von dem, was ich gethan, und weil Sie nichts wissen, wollen Sie mir ein Geständnis ablocken mit Verheißungen von Gnade und Milde. Und wenn es Ihnen gelungen ist, mir ein: Ja! zu entreißen, dann: Ins Gefängnis mit dem Vatermörder, ins Zuchthaus mit ihm, bis er verendet!"

Er lachte laut auf.

„Sie glauben, jetzt haben Sie mich attrapirt, nicht wahr?" rief er mit Schadenfreude. „Sie möchten

gern, daß ich sagte: Ja, ich hab' es gethan, ich habe meinen Vater erschlagen! Damit Sie nach dem Thäter nicht länger zu suchen brauchen. Aber Sie haben ihn noch lange nicht. Da Sie alle Geheimnisse so leicht zu erforschen wissen, wird es Ihnen nicht schwer werden, ihn zu finden. Nicht ich bin der Mörder, nach dem Sie fahnden. Lassen Sie sich ihn nicht entschlüpfen, suchen Sie ihn!"

Baumann griff nach seinem Hute.

„Wir werden ihn uns nicht entschlüpfen lassen und brauchen ihn nicht erst zu suchen, das wissen Sie selbst," sagte er. „Ich verlasse Sie jetzt, damit Sie Ruhe haben, nachzudenken und Ihre Lage zu überlegen. Jetzt befinden Sie sich in zu großer Erregung, um ein besonnenes Urteil fällen zu können. Hier ist meine Adresse. Schreiben Sie mir oder suchen Sie mich auf, wenn Sie mir etwas zu sagen haben." (Bei diesen Worten überreichte er ihm seine Karte.) „Ich gebe Ihnen drei Tage Zeit und hoffe, daß diese Frist genügen werde, um Sie zur Erkenntnis gelangen zu lassen, daß es in Ihrem eigenen Interesse liegt, freiwillig die Wahrheit einzugestehen. Einen Fluchtversuch besorge ich von Ihnen nicht. Sollten Sie sich aber doch versucht fühlen, einen solchen zu unternehmen, so bedenken Sie, daß derselbe Ihre Aussichten nur verschlimmern und gänzlich mißlingen müßte, denn Sie befinden sich unter polizeilicher Beobachtung. Entrinnen können Sie uns nicht. Und nun leben Sie

wol! Ich wünsche Ihnen das beste für Ihre Genesung und wünsche und hoffe um Ihres eigenen Vorteils willen, daß Sie meine Zuversicht nicht täuschen mögen."

Er grüßte mit einem leichten Nicken des Kopfes und verließ das Zimmer. Er war vollkommen und fest davon überzeugt, daß Konrad es war, der den Rittmeister getötet hatte, und er hoffte in der That, daß derselbe sich zu einem freiwilligen Geständnis entschließen werde. Sollte er aber dennoch bei seinem thörichten Leugnen verharren — so kalkulirte er weiter — so gab es ein sicheres Mittel, ihm ein Geständnis rasch zu entreißen. Man mußte Frau von Lohr, als des Mordes verdächtig, gefänglich einziehen. Die Sorge, seine Mutter unschuldig für sein Verbrechen leiden zu lassen, würde ihm bald den Mund öffnen.

Als der Untersuchungsrichter wegging, stürzte Konrad zur Thüre und verriegelte sie. Niemand sollte jetzt zu ihm kommen, er wollte allein sein. Wenige Minuten später klopfte Doktor Rellbach, und da Konrad keine Antwort gab, rief er ihm freundlich zu, ihm zu öffnen. Dieser schloß aber nicht auf und bat Rellbach, ihn nicht zu stören, er bedürfe der Ruhe. Alles Parlamentiren des Doktors, alle seine Vorstellungen, daß er dringend mit ihm zu sprechen habe, blieben erfolglos; Konrad antwortete nicht einmal mehr. Da kehrte Rellbach

seufzend zu Frau von Lohr zurück und teilte ihr mit, daß Konrad ihm keinen Einlaß gebe.

„Er befindet sich augenscheinlich in hochgradiger Erregung," sagte er zu ihr. „Und es ist vielleicht das beste für ihn, jetzt allein zu bleiben. Unsere ihm aufgezwungene Anwesenheit würde seine Aufregung nur steigern und sicherlich nicht zu dem Resultate führen, daß er unsern Erwägungen ruhiges Gehör schenke. Wir müssen abwarten, daß er sich selbst beruhige und einer besonneneren Überlegung fähig werde."

Rellbach nahm Berta das Versprechen ab, einer Auseinandersetzung mit Konrad, wenn dieser sie nicht selbst suche, aus dem Wege zu gehen, und mit der Versicherung, am andern Morgen zeitlich wiederzukommen, entfernte er sich.

Wenn Berta aber auch der Weisung ihres ärztlichen Freundes zu entsprechen, freiwillig nicht über sich vermocht hätte, so wurde sie doch durch ihr körperliches Befinden hiezu gezwungen. Denn kaum hatte der Doktor das Haus verlassen, so ward sie von einem der heftigsten Anfälle ihres Leidens heimgesucht. Sie mußte zu Bette gebracht werden und es bedurfte des Aufgebots aller für solche Fälle vorgesehenen Mittel, um die tückische Krankheit abermals soweit zurückzuschlagen, daß ihr Leben für den Augenblick wieder als gerettet betrachtet werden konnte. Bis zu weit vorgerückter Abendstunde waren Paula und Fanni, sowie der schleunigst nochmals

herbeigerufene Arzt um sie beschäftigt, und es war nahe an Mitternacht, als die Kranke endlich in Schlummer fiel und Rellbach jede unmittelbare Gefahr für beseitigt erklärte und, nach einigen letzten Anordnungen, sich verabschiedete.

Auch Fanni begab sich zur Ruhe; Paula aber, um in dem Falle, als die Kranke ihrer bedurfte, gleich zur Hand zu sein, legte sich in dem früheren Speisezimmer, das während ihrer Anwesenheit hierselbst ihr eingeräumt worden und dessen in das Krankenzimmer führende Thür sie leicht angelehnt ließ, angekleidet auf den Divan.

VIII.

Konrad wußte nichts von den im Vorstehenden mitgeteilten Begebenheiten.

Bald nachdem Doktor Rellbach, die Vergeblichkeit seiner Bemühungen, bei ihm Einlaß zu erhalten, einsehend, weggegangen war, war er leise und vorsichtig aus seiner Thür geschlüpft, um sich zu Glaser zu begeben. Diesen hatte er jedoch nicht zu Hause getroffen, und einen zornigen Fluch vor sich hinmurmelnd war er ebenso rasch und leise in sein Zimmer zurückgekehrt und hatte sich darin abermals eingeschlossen.

Nachdem er über eine Stunde rastlos, mit ungleichen, hastigen Schritten in seiner Stube auf und ab gerannt war wie ein gefangenes, wildes Tier,

das in ohnmächtigem Zorn und Groll mit seiner Rute den Boden fegt und peitscht, hatte er sich auf sein Bett geworfen und war in völliger Erschöpfung seiner Kräfte in einen tiefen, obgleich erquickungslosen, unruhigen Schlaf gefallen.

Plötzlich hörte er ein Brausen und Rauschen, ein Tosen, Donnern, Brüllen und Dröhnen, das ihn mit Angst und Entsetzen erfüllte. Er schaute um sich und da sah er, daß er allein war in einem Boote auf unermeßlich weiter, sturmzerwühlter See. Tiefe Nacht umgab ihn. In undurchdringlicher Finsternis lag der schwarze Himmel über dem Meer und gähnendes Dunkel umhüllte die brausenden Wasser. Nur das fahle Licht des aus den schweren Wolkenmassen herabstürzenden Wetterstrahls erleuchtete mit jähem, grellem Schein den weißen, schäumenden, zischenden Kamm der sich turmhoch heranwälzenden Wogen. Wie eine Nußschale wurde sein Kahn hin und her geschleudert, von einer sich bäumenden Welle in die Höhe gehoben, um im nächsten Augenblick krachend und prasselnd in den drohenden, schwarzen Schlund zu stürzen. Von allen Seiten brachen die donnernden Wogen über das Schiffchen und über ihn hin, durchnäßten ihn und warfen ihn zu Boden. Geblendet vom zuckenden Feuerschein des Wetterleuchtens und vom herben, salzigen Naß, das wie ein Gießbach ihm über Haupt und Antlitz schlug, schloß er die schmerzenden Augen und mit beiden Armen an eine

Ruderbank des Schiffleins sich klammernd, wartete er auf den Tod. Wenige Augenblicke noch — und alles mußte vorüber sein.

Aber sein Boot kippte nicht um und sank nicht. Wie von einer gewaltigen, unsichtbaren Macht getragen, widerstand es der Vernichtung.

Da fühlte er plötzlich, wie ein schwerer, weicher Körper an den Rand seines Kahnes schlug. Ein neuer Blitz leuchtete über die tosenden, schwarzen Fluten und im gelben Licht des sich ergießenden Feuerstroms erkannte Konrad die Leiche seiner Mutter, die auf den Wellen trieb.

Nein, nicht ihre Leiche! Noch lebt sie, noch ringt sie mit dem Tode, noch ist Rettung möglich! Ihr Haupt taucht über dem Wasser empor; mit schäumendem, tosendem Gischt wälzt sich eine neue Woge einher und schleudert sie dicht an das Boot heran — sie streckt die Arme aus, um es zu haschen. Mit Aufgebot all' seiner erschöpften Kräfte reißt Konrad ein Ruder los und sich weit über den Rand des Schiffes vorbeugend reicht er es ihr entgegen. Sie greift darnach, sie erfaßt es, mit einem Rucke zieht er sie heran — jetzt reckt er die Arme aus, um sie emporzuziehen — — noch ein Augenblick, und sie ist geborgen . . . .

Da erkennt sie ihn, der ihr Rettung bietet. Ihr Antlitz verzerrt sich. Ein Schrei bricht von ihren Lippen, schrecklicher, furchtbarer als das Tosen, Brüllen und Heulen der sturmgepeischten, brodelnden

See. „Mörder!“ schreit sie. „Lieber den Tod, als Leben mit dir, Mörder deines Vaters!“

Sie ließ das Ruder los, sie sank zurück und verschwand im gähnenden Schlund der schwarzen, brausenden, schäumenden Flut . . .

Konrad fuhr empor, von Entsetzen und Grausen geschüttelt. Kalter Schweiß stand ihm an der Stirne. Seine Zähne schlugen an einander wie im Fieberfrost. Sein Herz klopfte ihm zum Zerspringen. Mit zitternden Händen tappte er um sich herum, um zu erkennen, wo er sich befände; denn tiefes, nächtliches Dunkel umgab ihn.

Es gelang ihm, das Feuerzeug zu finden, und nachdem er Licht gemacht und sah, daß er zu Hause auf seinem Bette lag, ward es allmälig klar in seinem Geiste.

Es war ein Traum gewesen, der ihn gequält. Ein Traumgesicht, hervorgerufen durch die furchtbare Aufregung, in der er sich befand. Aber es ward ihm ängstlich zu Mute. Sorge um seine Mutter beschlich ihn, deren entsetzliches Bild, wie er sie, fortgerissen von der tobenden See, in den Wellen verschwinden sah, er auch jetzt noch, obgleich wachend, in deutlicher Erinnerung vor Augen hatte. Es drängte ihn, zu ihr zu eilen, sie anzusehen, sich davon zu überzeugen, daß sie lebte, daß ihr kein Unglück zugestoßen sei. Der Gedanke an sein eigenes Unglück, an die Schuld, die ihn belastete, und die ihn und sie mit so furchtbarer Gefahr bedrohte,

trat für den Augenblick ganz in den Hintergrund. Es war ihm, als ob dies alles weitab läge, als ob ihn dies alles gar nicht unmittelbar anginge.

Er erhob sich, und mit dem Lichte in der Hand begab er sich nach dem Schlafzimmer seiner Mutter. Im Speisezimmer traf er Paula und erfuhr von ihr deren neue, schwere Erkrankung. Er wollte zu ihr, aber Paula hielt ihn mit dem Bemerken zurück, daß sie jetzt schliefe und daß sein Eintreten ihren zu ihrer Erholung so sehr notwendigen Schlummer stören würde.

„Lieber den Tod, als das Leben mit dir, Mörder deines Vaters!“ klang es in seiner Seele nach. Und über Paula gebeugt, mit bleichen, verzogenen Lippen flüsterte er:

„Sie wird sterben. Ich weiß es, daß sie sterben wird.“

Paula versuchte es, ihm Mut zuzusprechen und teilte ihm den Ausspruch des Arztes mit, der eine unmittelbare Gefahr für ihr Leben als beseitigt erklärte.

Konrad aber schüttelte den Kopf.

„Sie wird sterben,“ wiederholte er. „Sie muß sterben, weil sie nicht länger leben will. Ich weiß es, denn ich bin die Ursache ihres Todes.“

Paula blickte erschreckt in sein verstörtes Angesicht.

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte sie zaghaft. „Wieso sollten Sie die Ursache des Todes Ihrer Mutter sein?“

Konrad gab keine Antwort auf ihre Frage, die er kaum zu hören schien. Mit unstätem Auge umherblickend frug er:

„Etwas muß vorgefallen sein, was diesen neuen Anfall verschuldete. Sie waren hier anwesend. Wissen Sie, was geschehen ist?“

„Dieselbe Frage wollte ich an Sie richten,“ versetzte Paula. „Auch ich erhielt den Eindruck, daß irgend ein Ereignis stattgefunden haben müsse, was diese plötzliche Verschlimmerung des Zustandes Ihrer armen Mutter verschuldete. Doch weiß ich nicht, was sich zugetragen hat. Als ich des Abends hierher kam, fand ich Ihre Mutter bereits krank.“

Konrad schaute Paula einige Augenblicke lang stumm ins Auge. Dann hob er seine Hand empor und indem er nach der Richtung seines Zimmers wies, sprach er:

„Sie wissen nichts — wolan! Folgen Sie mir, ich will es Ihnen sagen.“ Und er verließ das Gemach.

Paula blieb unschlüssig, ob sie seiner Aufforderung nachkommen sollte. Als sie jedoch, durch die angelehnte Thür nach dem Bette der Leidenden spähend, sich davon überzeugte, daß dieselbe in ruhigem Schlummer lag, folgte sie Konrad in sein Zimmer.

IX.

Sie fand ihn am offenen Fenster sitzend. Ihm gegenüber an der andern Seite des Fensters stand

ein Fauteuil, den er für sie dahingerückt zu haben schien. Das Gemach war nur von einem matten, dämmerigen Lichtschein erhellt, denn Konrad hatte die Lampe nicht angezündet und die einzige Kerze, die brannte, stand rückwärts neben dem Bette. Nur der über dem Dachgiebel des gegenüberliegenden Hauses schwebende Vollmond goß seinen fahlen Schimmer über Konrads bleiches, kummervolles Antlitz.

Paula setzte sich in den Armsessel am Fenster und wartete schweigend. Sie fühlte, daß das, was sie jetzt hören sollte, entscheiden würde über ihrer Freunde Zukunft und Leben.

Eine Weile saßen sie so beide, stumm und regungslos. Dann endlich fing Konrad, ohne eine Bewegung zu machen, ohne sich gegen Paula zu wenden, gleichsam als spräche er in die dunkle Nacht hinaus, mit leiser, dumpfer Stimme zu reden an.

„Ich habe Ihnen versprochen, Ihnen die mutmaßliche Ursache der neuerlichen Erkrankung meiner Mutter mitzuteilen . . . Nun gut, so mögen Sie es denn erfahren! Meine Mutter erkrankte aus Schreck und Schmerz . . . Ich bin angeklagt meinen Vater ermordet zu haben . . .“

Paula schrie nicht auf. Kein Laut kam über ihre Lippen. Regungslos verharrte sie in ihrer Stellung. Nur ihre Brust hob und senkte sich in

schweren Atemzügen und ihr Blick hing unverwandt an Konrads Angesicht, der ohne sich zu ihr zu wenden, mit demselben gedämpften, dumpfen Ton wie vorher, nach einer kleiner Pause fortfuhr:

„Bei der Obduktion der Leiche ergab es sich, daß die Todeswunde meines Vaters nicht durch seinen unglücklichen, aber zufälligen Sturz verursacht worden sein konnte, sondern daß er erschlagen worden. Und in Ermangelung eines Andern, gegen den sich der Verdacht, die That begangen zu haben, richten könnte, richtet sich die Anklage gegen mich."

Noch immer schwieg Paula. Es war so still im Zimmer, daß man das leise Ticken der Wanduhr deutlich vernahm. Nur das gedämpfte, aber selbst zu dieser vorgerückten Stunde der Nacht nicht gänzlich verstummende Leben der Weltstadt drang wie das eintönige Rauschen einer fernen Wellenbrandung durch das offene Fenster.

Konrad aber fuhr fort, wie zu sich selber sprechend:

„Der Gatte und der Sohn, beide zusammen, morden sie. Jener hat das Werk begonnen und in scheußlicher Beharrlichkeit durch lange Jahre fortgesetzt. Der Sohn vollendet es. Er und ich wir zusammen morden meine Mutter." Und plötzlich gegen Paula sich wendend: „O Paula, Sie haben recht, an keinen Gott zu glauben! Denn wenn es einen Lenker der Welten gäbe, der solches geschehen ließe, so müßte dies kein Gott sein —

denn Gott ist die Liebe und Gerechtigkeit — sondern ein Teufel!"

Und als er diese Worte gesprochen, sank sein Kopf vorwärts, und die Stirne auf seinen auf der Fensterbrüstung ruhenden Arm pressend, brach er plötzlich in heftiges, wildes, herzzerreißendes Schluchzen aus.

Paula, versuchte es nicht, seinen Thränen Einhalt zu thun. Sie wußte es, daß es Augenblicke gibt, wo das gemarterte Menschenherz unter der Wucht des zermalmenden Leids brechen müßte, hätte es die Thräne nicht.

Endlich, als der leidenschaftliche Ausbruch seines Schmerzes sich ausgetobt hatte und die Ruhe der Erschöpfung an seine Stelle getreten war, fing sie an, ihm Mut und Zuversicht zuzusprechen. Er solle nicht verzweifeln, meinte sie; seine Mutter, deren Lebenskraft dem erschütternden Einflusse dieses furchtbaren Mißgeschickes im ersten, dem gefährlichsten Augenblick, da es über sie hereinbrach, zu widerstehen vermocht habe, werde demselben auch jetzt nicht mehr erliegen. Die zerstörende Wirkung des Kummers werde durch die Hoffnung auf die unausbleibliche glückliche Lösung der traurigen Verwickelung ihrer Lage gemildert. „Denn unmöglich ist es," so schloß sie — „daß Sie Ihre Schuldlosigkeit an dem Tode Ihres Vaters nicht sollten zu beweisen imstande sein, und daß die wider Sie erhobene Anklage nicht zurückgezogen werden müßte."

Konrad zuckte zusammen. Er erhob sich, und zum erstenmal während ihres Gespräches wendete er sein Gesicht Paula voll entgegen. Noch bebten seine Muskeln von der gewaltigen Erregung, die ihn soeben durchschüttert, und in seinen in gläsernem Glanze schimmernden Augen lag der Ausdruck einer unnennbaren, grenzenlosen, tötlichen Qual.

„Sie glauben, daß es mir gelingen werde, meine Unschuld an dem Verbrechen zu beweisen?“ brachte er mühsam hervor. „Ja, in der That, ich habe alles geleugnet und es ist auch meine Absicht, fernerhin zu leugnen. Nur bin ich dessen nicht ganz sicher, daß es etwas nützen werde. Denn die Anklage ist begründet: ich bin es wirklich, der meinen Vater erschlagen hat.“ — — —

Paula war es, als spräche Konrad im Wahnsinn. So furchtbar, so unfaßbar entsetzlich schien ihr das Gehörte, daß sie glaubte, der kaum Genesene sei abermals von der seinen Geist umnachtenden Krankheit ergriffen. Ein Blick auf sein gramvolles Antlitz sagte ihr jedoch, daß sie sich täusche. Darin las sie die Bestätigung seines furchtbaren Geständnisses.

Und dennoch vermochte sie es noch immer nicht, das Schreckliche als wahrhaftige Wirklichkeit zu erfassen. Zu wenig war ihre Seele darauf vorbereitet, als daß sie imstande gewesen wäre, die niederschmetternde Kunde so ohne weiteres als eine Thatsache, mit der man rechnen mußte, hinzunehmen. Sie hörte es

wol und sie zweifelte nicht mehr daran, daß das Vernommene auf Wahrheit beruhe — aber sie vermochte noch nicht zu begreifen, die innere Möglichkeit dieser Wirklichkeit zu verstehen.

Dieser edle, gute, von den großmütigsten Empfindungen durchdrungene Jüngling sollte ein so scheußliches Verbrechen begangen haben, — an der Hand ihres Freundes, die sie so oft vertrauensvoll gedrückt, das Blut seines Vaters kleben? Dieser Mensch, dessen ganzes Leben seit seinen frühen Knabenjahren eine lange Kette von Opfern gewesen, die er in stiller, ergebungsvoller Duldung seines schweren Geschickes dargebracht, sollte zum Mörder geworden sein? — — Nein, ganz und gar unfaßbar schien ihr solches!

Sie hob die Hand und machte eine Bewegung, als wollte sie eine drohende Erscheinung von sich scheuchen.

„Mörder?!“ flüsterte sie. „Sie, Konrad, der Mörder seines Vaters . . .!“

Ein gequältes Lächeln irrte über Konrads blasse Lippen. Er senkte die Augen.

„Ich bin es“, wiederholte er kaum hörbar.

Dann schlug er die Hände vor sein Angesicht und sank kraftlos auf seinen Stuhl nieder.

Einige Minuten verrannen in tiefem, lautlosem Schweigen.

Plötzlich erhob sich Paula. Ihre Gesichtszüge bebten, als kämpfe sie mit hervorbrechenden

Thränen. Aber aus ihren tiefblauen Augen leuchtete ein seltsames, geheimnisvolles Feuer. Sie trat auf Konrad zu. Beide Hände legte sie auf seine Schultern und indem sie ihr Haupt so dicht auf ihn herabbeugte, daß ihr Haar das seine streifte, berührten ihre Lippen sanft und innig seine Stirne.

Da sank Konrad auf seine Knie nieder und Paula's Hand mit einer Flut brennender Küsse bedeckend stammelte er:

„Du stoßest mich nicht fort von Dir? Du bebst nicht zurück vor dem Verbrecher? Paula, Du vermagst es mir zu verzeihen?"

Sie aber antwortete:

„Die Verzeihung, die Du von mir heischest, ist Dir gewährt. Nicht an mir ist es, Dich zu verurteilen. Dein Richter wohnt in Deiner eigenen Brust. Das weiß ich, daß keine gemeine Absicht es gewesen sein kann, die Dich zur Verübung des von Dir begangenen Verbrechens gedrängt hat. Eine augenblickliche Verwirrung des Geistes, leidenschaftliche Verblendung mag Schuld tragen. Doch jede böse That fordert ihre Sühne. Darum, mein Freund, gibt es für Dich keine Rettung, als volles, freimütiges Bekenntnis Deiner Schuld und demütige Hinnahme der Strafe, welche über Dich wird verhängt werden."

Konrad raffte sich empor. Er atmete schwer und hastig und in heftiger, fiebernder Erregung stieß er die Worte hervor:

„Sie fordern Übermenschliches von mir. Nicht so groß ist meine Schuld, als sie zu sein scheint. Ja, es ist wahr, daß ich meinen Vater getötet habe. Hier, in diesem Zimmer ist es geschehen. Betrogen und bestohlen hatte er uns, um sich das Geld zu verschaffen, seinen Lastern zu fröhnen. Meinen Vorstellungen und Bitten setzte er Trotz und Hohn entgegen. Auf meinen Knieen beschwor ich die Mutter, sich von ihm zu trennen, denn ich sah es voraus, daß wir einer Katastrophe entgegentrieben, die uns alle zu Grunde richten würde. Aber sie schenkte meinen Bitten kein Gehör. Sie wollte auf die Hoffnung seiner Besserung nicht verzichten. In jener verhängnisvollen Nacht wies sie mich fort von sich, um allein den Heimkehrenden zu erwarten. Noch immer vertraute sie darauf, ihn zur Umkehr auf der Bahn des Verderbens bewegen zu können. Hoffnungsloses Beginnen! — Ohne mich zu entkleiden, werf' ich mich auf mein Bett und harre. Die Stunden verrinnen. Endlich hör' ich den Erwarteten nach Hause kommen und die Mutter sich in sein Zimmer begeben. Eine böse, beklemmende Ahnung bemächtigte sich meiner. Ich öffne die Thür und lausche. Doch alles bleibt stille. Nichts vermag ich zu hören, was meine Unruhe zu rechtfertigen vermöchte. Von den Anstrengungen und Aufregungen auf's äußerste ermüdet, kehre ich wieder auf mein Lager zurück und schlafe ein. Ein dumpfer Schrei, ein Hilferuf schreckt

mich empor, und hieher eilend seh' ich die Mutter von den brutalen Fäusten jenes Ungeheuers zu Boden geworfen. An ihren Haaren schleift er die Bewußtlose durch das Zimmer . . . Und nun geschah das Entsetzliche!

„Ich werfe mich auf ihn . . . ein mörderisches Ringen entsteht . . . ich fasse ihn an der Kehle und mit all meiner Kraft schleudere ich ihn zurück . . .

„Hier, hier war es, gerade an dieser Stelle . . . Er wankt, er stürzt, und mit dem Kopfe an die Tischecke aufschlagend fällt er mit einem wilden Aufschrei zu Boden . . .

„Als ich einige Stunden später, nachdem die Mutter aus ihrer Ohnmacht erwacht war und sich soweit erholt hatte, daß ich anfing, mich auf mich selbst, auf ihn und auf das Geschehene zu besinnen, in dieses Zimmer zurückkehrte, um nach dem Vater zu sehen, fand ich ihn auf derselben Stelle liegend . . . Er war tot . . ."

Konrad hielt inne. Nach kurzer Unterbrechung aber fuhr er fort:

„Und für diese That soll ich mich den Gerichten überliefern, mich als gemeiner Verbrecher, als Mörder brandmarken lassen! Ich kann es nicht! Nie und nimmer kann ich es! Wie soll ich eine Strafe hinnehmen für eine That, die ich nicht zu bereuen vermag! Denn sehen Sie, Paula, das ist der furchtbare Konflikt, für den ich keine Lösung finde: ich weiß, daß ich ein Verbrechen beging, indem

meine Hand meinen leiblichen Vater erschlagen hat. Mir graut vor mir selbst in dem Bewußtsein, daß ich meines Vaters Blut vergossen — und dennoch, dennoch vermag ich es nicht, zu bereuen, nicht einzusehen, daß es ein Unrecht war, daß ich es nicht hätte thun sollen. Und ich bin mir bewußt, wenn er lebte und wenn in dieser Stunde all das Entsetzliche sich wieder ereignete, ich würde in dieser Stunde wieder thun, was ich gethan, ich würde ihn wieder erschlagen . . ."

Er schwieg. Ein schwerer Seufzer rang sich stöhnend aus seiner Brust empor. Der bleiche Lichtschein des hinter dem Dachgiebel hinabsinkenden Mondes zitterte unstät über sein aschfahles Antlitz und mit trübem erloschenem Blick starrte er in die stille, schlummernde Nacht hinaus.

„Sie sagten," — so begann er wieder mit traurigem, doch ruhigerem Tone — „mein Richter wohne in meiner eigenen Brust. Dieser Richter, mein eigenes Gewissen, ist im Widerspruch mit sich selbst. Er klagt mich an und spricht mich frei von Schuld zu gleicher Zeit. Ja, ich fühle mich frei von Schuld, und dennoch fühl' ich, daß ich die Last des Bewußtseins meiner That nicht zu ertragen vermag. Nicht jenem Gerichtshof werd' ich mich ausliefern, welchen die von den selbstgeschmiedeten Fesseln ihrer Gesetze gebundenen Menschen eingesetzt haben, um über Recht und Unrecht abzuurteilen. Mein Fall paßt nicht in ihre Gesetzesparagraphen. Verurteilen

mich die Richter, so thun sie mir unrecht; sprechen sie mich frei, so nützt es mir nichts, denn sie vermögen es doch nicht, jene wuchtende Last des eigenen Bewußtseins von meiner Seele zu wälzen. Auch spreche ich ihnen das Recht nicht zu, über meine That ein Urteil zu fällen. Nur dann haben die Menschen ein Recht, einen andern zu richten, wenn er es selbst nicht thut. Ich jedoch werde ihnen darin zuvorkommen. Wenn ich aber tod sein werde, dann mögen Sie ihnen sagen, Paula, daß es zwei Gründe waren, die mich dazu zwangen, freiwillig aus dem Leben zu scheiden. Für's Erste, weil ich Angst hatte vor mir selber, denn ein Mensch, der sich das Recht zusprach, einen andern zu töten, ist eine Gefahr für die menschliche Gesellschaft. Zum Zweiten aber, weil ich dem gerichtlichen Prozeß vorbeugen und es verhindern wollte, daß die Angelegenheiten meiner Familie vor die Öffentlichkeit gezerrt würden und jeder neugierige Einfaltspinsel in das tieftraurige Geheimnis meiner Familienverhältnisse, die einen so blutigen Abschluß gefunden, seine Nase hineinstecke . . . Meiner Mutter aber mögen Sie sagen, daß ich sterben mußte, weil . . .“

„Weil Sie den Mut nicht hatten, die Folgen Ihrer That zu tragen,“ fiel Paula ein. „Ja, Konrad, der einzig wahre Beweggrund Ihres Entschlusses ist Furcht. Die Furcht vor den Konsequenzen Ihrer Handlung. Sie wollen Ihr eigener Richter sein. Durch Selbstmord wollen Sie Ihre

Schuld sühnen. Als ob ein Verbrechen dadurch gesühnt würde, daß man ein zweites hinzufügt! Denn darüber können Sie nicht in Zweifel sein, daß wenn Sie Hand legen an Ihr Leben, Sie auch Ihre Mutter töten."

Konrad blickte verstört.

„Ja, ich weiß es, daß ich sie morde. Aber nicht mein Tod wird die Ursache ihres Todes sein. Dem Gram und Kummer über mein schon begangenes Verbrechen wird sie erliegen. Dies, gerade dies ist es, was ich zu schauen nicht ertrage. Diesem Anblick will ich entrinnen. Ach, nicht mit ihren Kerkern schrecken sie mich. Aber zu wissen, daß ich ihr Dasein vergiftet, daß ich es nicht ungeschehen machen kann, woran sie zugrunde gehen wird, daß sie sterben wird, Haß und Abscheu gegen mich in ihrem Herzen . . . o, Sie haben recht, dies zu tragen, fehlt mir der Mut. Besser der Tod als solches!"

Paula nickte traurig.

„Wol versteh' ich, was Sie fühlen. Aber dennoch haben Sie das Recht nicht, Ihr Leben von sich zu werfen. Jetzt haben Sie es noch nicht. Noch lebt Ihre Mutter und solange sie atmet, hat sie ein Recht auf Ihr Leben. Durch Selbstmord, durch den Sie sich der Qual entziehen, zu sehen, welchen Schmerz Sie über sie gebracht, machen Sie die Schuld nicht quitt, die Sie gegen sie auf sich geladen, Sie vergrößern sie unendlich und untilgbar.

Darum fassen Sie Mut, Konrad. Feige Flucht vor dem Geschick ist Ihrer nicht würdig. Raffen Sie sich auf! Indem Sie dem Unvermeidlichen kühn entgegentreten, indem Sie Ihre Schuld gestehen und die Strafe dulden, finden Sie allein die Sühne Ihrer Schuld. Die Liebe, welche Ihre Mutter für Sie hegt, die Großmut ihrer Seele ist so hoch und mächtig, daß Sie ihre Verzeihung erlangen werden und daß sie um Ihretwillen, um Sie des letzten Trostes nicht zu berauben, versuchen wird, ihren Kummer zu überwinden und ihr Leben zu erhalten. Sollte meine Hoffnung mich jedoch täuschen, sollte ihre körperliche Kraft nicht genügen, um dem schweren Schlag des Geschickes zu widerstehen . . . sollten Sie, Konrad, niemanden und nichts auf Erden besitzen, an dem Ihr Herz mit Liebe hängt, so haben Sie dann immer noch Zeit, aus einem Leben zu scheiden, das Ihnen wertlos und nutzlos dünkt."

Ein schmerzliches Lächeln glitt über Konrads Züge.

„Niemand und nichts, an dem mein Herz in Liebe hängt," wiederholte er tonlos. „O Paula, das hätten Sie nicht sagen sollen. Denn Sie ahnen wol, daß dem nicht so ist. Doch ist es ganz gleichgültig, ob in das Herz eines Verbrechers die Liebe ihren Einzug hielt. Nur Wahnsinn oder sündhafte Vermessenheit wäre es von ihm, wenn er solchen Gefühlen Ausdruck zu geben sich unterfinge."

Ein sanfter Strahl blitzte in Paula's Augen auf, doch gab sie keine Antwort. Konrad aber fuhr nach kurzem Schweigen fort:

„Wolan — und wenn ich es thäte, was Sie von mir heischen. Wenn ich den Gerichten mich auslieferte: was sollte dann aus meiner Mutter werden? Nicht besser wäre ihr Los, als wenn ich stürbe. Sie wissen wol, daß meine Arbeit allein es ist, die den nötigen Erwerb für ihre Lebensfristung schuf. Ich im Gefängnis . . .“

„Diese Sorge bleibe Ihnen ferne, mein Freund,“ unterbrach ihn Paula. „Mein Gehalt reicht genügend aus für drei. Ihre Mutter wird zu uns ziehen, zu mir und Willy.“

Konrads eingefallene Wangen bedeckten sich mit dunklem Rot.

„Wie?“ stotterte er. „Wie können Sie glauben, Paula, daß wir ein solches Opfer . . .“

Sie aber ließ ihn den Satz nicht vollenden.

„Sprechen Sie nicht aus, was Sie sagen wollten“, unterbrach sie ihn. „Sie würden mich auf's tiefste kränken.“

Konrad schüttelte traurig den Kopf.

„Ach Paula! die Güte Ihres Herzens kennt keine Grenzen, ich weiß es,“ sagte er. „Allein wenn auch ich dieses neue edelmütige Opfer, zu dem Sie sich bereit erklären, annehmen wollte, so würde meine Mutter doch nicht darein willigen, daß die schwere

Bürde des Unglücks, das ihr Sohn verschuldet, auch auf Ihre Schultern fällt."

„Sie wird es, Konrad!"

Er verneinte.

„Sie kann es nicht."

„Sie kann und wird darein willigen, wenn ich ihr sage . . ." Paula stockte.

„Was wollen Sie ihr sagen?"

Paula atmete schwer auf. Tiefe Blässe und lebhaftes Rot wechselten auf ihrem Angesicht, und mit zaghafter Scheue wich ihr Auge dem fragend auf sie gehefteten Blick Konrads aus. Endlich, nach minutenlangem Zögern schlug sie die gesenkten Lider empor und ihren Blick voll und fest in jenen Konrads senkend sprach sie:

„Ihre Mutter wird einwilligen, mein Anerbieten anzunehmen, wenn ich ihr sage, daß es kein Opfer ist, was ich ihr biete, sondern selbstverständliche Pflicht. Wenn ich ihr sage, daß ich Sie liebe, Konrad, daß ich jeden Augenblick bereit bin, Ihre Frau zu werden, und daß, wenn Sie jetzt schon nicht nur mein Freund, sondern mein Gatte wären, Ihre Mutter auch die meine wäre und wenn Sie außer Stande sind, für sie zu sorgen, dies schöne Recht an mich herantritt."

Konrad stand einen Augenblick wie versteinert. Dann stieß er einen schwachen Schrei aus, schlug die Hände vor sein Gesicht und sank wie leblos auf seinen Stuhl zurück.

Paula erbleichte. Sie mißverstand seine heftige Erregung. Alle Zeichen seiner keimenden und wachsenden Neigung, die sie während der Zeit ihres freundschaftlichen steten Verkehrs wahrzunehmen geglaubt hatte, schienen ihr nun, sie schmählich getäuscht zu haben. Er liebte sie nicht. Und sie hatte jetzt sich dazu erniedrigt, seine hilflose Lage auszunützen, um ihm ihre Liebe aufzudrängen und ihn in dankbare Abhängigkeit gegen sie zu zwingen. Den Schein einer gemeinen, häßlichen Perfidie hatte sie auf sich geladen! Schamvolle Reue bemächtigte sich ihrer und am liebsten wäre sie fortgeeilt, um demjenigen, dem sie das Geständnis ihrer Liebe abgelegt, nie wieder unter die Augen zu treten. Dennoch aber blieb sie unbeweglich auf ihrem Platze und harrte atemlos eines Wortes der Erwiderung, das er nicht sprechen zu wollen schien.

So verrannen einige Minuten — Minuten, die ihr eine peinvolle Ewigkeit dünkten.

Endlich hob Konrad sein Haupt empor und indem er seine Hände in den Schos sinken ließ, sprach er mit gebrochener, klangloser Stimme:

„Das hätten Sie nicht thun sollen, Paula! Warum die Pein meiner Strafe ins Unendliche vergrößern? War meine Qual nicht schon schwer genug, so daß ich jetzt noch erfahren mußte, daß Sie mir gut sind, daß meine Liebe, die seit dem ersten Augenblick, da ich Ihnen begegnete, in meinem Herzen für Sie entbrannte, Erwiderung gefunden,

und daß ich nun selbst es bin, der das höchste Glück, nach dem meine Seele sich gesehnt, unwiderruflich in Trümmer geschlagen! — — O Paula, Paula, warum hast Du es mir gesagt?!"

Ein weicher Arm schlang sich um Konrads Nacken.

„Darum hab' ich es Dir gesagt," flüsterten ihm Paula's Lippen zur Antwort, „damit Du in Deiner, in unserer Liebe den Mut finden mögest, Deiner Schuld genugzuthun. Damit die hoffnungsfreudige Gewißheit, daß durch das Dunkel des Leids, das als Sühne zu erdulden Dir obliegt, Du dem Morgenrot des Glückes entgegenschreitest, Dir die Kraft ergebungsvoller Duldung verleihen möge. Denn ich schwöre es Dir, Konrad, nichts wird mein Herz von dem Deinen reißen. Möge der richterliche Urteilsspruch über Dich lauten wie immer: ich bleibe Dein. Ob freigesprochen oder verurteilt, ob jetzt oder später: ich will Dein Weib werden und als treue Gefährtin Deines künftigen Schicksals die Freude und das Leid Deines Lebens teilen."

Ein leiser, heiserer Wonneschrei entrang sich Konrads Brust. Er umfaßte Paula mit seinen Armen und indem er ihr Antlitz, Haar, Hände und Kleid mit Küssen bedeckte, preßte er sie so fest und ungestüm an sich, als wollte er sie nie und nimmer von sich lassen.

Eine sonderbare, jähe Wandlung ging in seinem Innern vor. In seiner keuschen, durch den Druck

seines lebenslangen Kummers den Wallungen jugendkräftigen Verlangens nach den Freuden der Liebe entrückt gebliebenen Seele entbrannte urplötzlich in heißen, lodernden Flammen das Feuer einer bisher künstlich gedämpften Leidenschaft. Schmerzlich süß, wie ein glühender Strom ergoß sie sich durch seine Adern. Wie ein Schwindel ergriff es ihn. Sein Herz pochte heftig, der Atem stockte ihm und es wurde ihm dunkel vor den Augen. Die ganze Welt, sein Unglück, die ihn bedrohende Zukunft zerrann vor ihm wie Nebel, versank in nichts. Ein trunkener Taumel erfaßte ihn. Er begriff, er wußte, er fühlte nichts als das Eine: daß er liebte, daß er geliebt sei und daß er das geliebte, ersehnte Wesen in seinen Armen hielt, daß sein Mund an dem ihren hing, daß sein Herz an dem ihren schlug — daß sie sein eigen sei!

Paula wehrte ihm nicht. Immer wieder begegneten sich ihre Lippen in unersättlichen Küssen; immer wieder umschlangen sich ihre Arme; immer und immer wieder tauschten sie stammelnd und flüsternd die heißen, süßen, trunkenen Worte der Liebe . . . .

Drüben, hinter dem Giebel des Daches sank der Mond hinunter; dunkler glitten die Schatten der Nacht über die lautlos liegende Straße und dunkler ward es in dem stillen Zimmer, in welchem rückwärts im Winkel neben dem Bette die tief herabgebrannte Kerze einen kleinen, bescheidenen Lichtschein

um sich verbreitete. Ein sanfter Lufthauch drang durch das weit offene Fenster und strich mit belebender Frische über die glühenden Wangen der Liebenden.

„Paula, Geliebte! Ich lasse Dich nicht!" rief Konrad mit bebender Stimme. „Fordere nicht, daß ich dem Glück entsage, das sich endlich mir neigt! Nein, nicht in schwächlicher Ergebung wollen wir uns dem Schicksal ausliefern, das unser Glück mit Vernichtung bedroht. Wir werden ihm mutig Trotz bieten, wir werden ihm zu entrinnen wissen. Nein, ich will mich nicht von den Häschern ergreifen lassen. Sie sollen uns nicht aus einander reißen. Wir wollen fliehen, Paula! Heute, in dieser Stunde noch. Warum soll ich eine so furchtbare Buße auf mich nehmen für eine That, die ich nicht als ein Unrecht zu erkennen vermag? Gegen die menschlichen Gesetze hab' ich mich vergangen, allein das heilige Recht der Natur spricht mich frei von Schuld. Und Du selbst, Paula, Du liebst mich, Du hast mir verziehen. Oder vielmehr, ich weiß es, ich fühle es, in Deiner tiefsten Seele sprichst auch Du mich frei von jeglicher Schuld, wie ich selbst es thue. Wolan, Wahnwitz wäre es, wollten wir es den Hütern eines lächerlichen Buchstabens gestatten, daß sie störend unserem jungen Glück entgegen treten. Nicht auf ihrer, nein, auf meiner Seite liegt das wahre Recht. Und es fällt mir nicht ein, mich ihren, jeder höheren Einsicht baren Satzungen zu unterwerfen, und eine Buße hinzunehmen, für welche

jegliche Begründung fehlt. Es kann Dein Wille nicht sein, Geliebte, daß Du mir so hohes Glück nur zeigen wolltest, um in demselben Augenblick von mir zu fordern, daß ich darauf verzichte. Nein, solches kannst Du nicht wollen! Den Jüngling liebst Du, nicht den gebrochenen Greis, der mit gebleichtem Haar und zerrütteter Seele nach langer Kerkerhaft Dir entgegen wanken würde. Darum lass' uns fliehen, Paula! In einem weltentlegenen stillen Winkel der Erde wollen wir uns unser Nestchen bauen und mit frischer, durch die beseligende Wonne unserer Liebe neuverjüngten Kraft uns ein neues, seliges Leben schaffen!"

Konrad sprach wie im Fieber. Seine Augen brannten und in wilder, ungestümer Hast flossen die Worte von seinen bebenden Lippen.

Paula aber schüttelte traurig verneinend den Kopf.

„Wie? Du willst nicht?" rief Konrad mit schmerzlicher Bitterkeit. „O Paula, sage das nicht! Es ist unmöglich! Dein freier, kühner Geist kann nicht von feiger Schwäche befallen werden, die den Mut nicht finden sollte, den Gefahren Trotz zu bieten. Wenn Du die Wahrheit gesprochen, wenn Du mich wirklich liebst, so kannst Du meiner Forderung nicht widerstehen. Nur Ein Ziel winkt uns, dem wir entgegen streben müssen: Freiheit! Freiheit, um unserm Glücke, unserer Liebe zu leben!"

Mit sanfter Gewalt löste sich Paula aus den sie umklammert haltenden Armen Konrads und

indem sie sein Haupt mit ihren Händen umfaßte, sagte sie:

„Freiheit, Glück und Liebe! Ja wol, Konrad, das ist das Ziel, dem auch ich Dich entgegen führen will. Nur suchst Du es auf falscher Fährte. Der schuldbeladene Flüchtling, der in Angst und Sorge der strafenden Gerechtigkeit zu entrinnen strebt, kann das Glück nicht finden, und seine Freiheit ist ein trügerischer Schein. Nicht die Flucht vor der Strafe, nur das Bewußtsein, die begangene Schuld gesühnt zu haben, vermag wahres Glück zu schaffen. Sagtest Du nicht vorhin, daß Du die Last des Bewußtseins Deiner That nicht zu ertragen vermögest? Jetzt freilich, im Freudentaumel Deiner nach Befriedigung lechzenden Liebe glaubst Du diese Last nicht zu fühlen. Aber der Rausch verfliegt und der Stachel Deines Schuldbewußtseins würde in Deinem Herzen haften bleiben und Dich unsäglich elend machen.“

Konrad richtete sich auf und heftete einen düsteren, stieren Blick auf Paula, in dem sich Angst und herbe, schmerzliche Enttäuschung malte.

„So willst Du es denn wirklich, daß ich mich den Gerichten überliefere und für eine That, die weder Du noch ich als ein Unrecht erkennen, als Verbrecher gebrandmarkt und zu schmachvoller Kerkerstrafe verurteilt werde? — — Paula, ich verstehe Dich nicht! Du selbst warst es doch, die mich lehrte, mich von dem Glauben an das Dasein Gottes loszusagen und mit dem Glauben an Gott selber auch

von der Anerkennung der in der Religion wurzelnden Gebote. Denn in der Gott leugnenden Weltanschauung hat die ganze frühere Sittlichkeit keinen Platz. Die ganze Aufgabe des Menschen, der sich dieser höchsten Wahrheit bewußt ist, kann nur die sein, zu dem Zwecke des Glückes und der Freuden hienieden in dieser Welt aus dem Leben — nach welchem es doch kein zweites gibt — alles zu ziehen, was es zu bieten vermag. Und jedem auf dieser Erkenntnis fußenden Menschen muß es gestattet sein, sich vollkommen nach eigenem Ermessen, nach selbstgeschaffenen Prinzipien einzurichten und, wenn er dessen bedarf, sich über alle sittlichen Schranken der durch Wahn- und Irrglauben geknechteten Menschheit hinwegzusetzen.

„Wolan! das hab' ich gethan, indem ich meine Mutter und mich selber von der Existenz eines ruchlosen Individuums befreite, das über uns beide unermeßliches Unglück brachte und bei längerer Lebensdauer noch weiter gebracht haben würde. Und ganz dasselbe würde ich thun, wenn ich, in dem Bewußtsein der vollen Berechtigung dieser meiner Handlungsweise mich der Strafe entzöge, welche die Menschen, die in ihrem intellektuellen Entwickelungsgang diese Stufe der wahren Erkenntnis noch nicht erreicht haben, über meine an und für sich völlig zu rechtfertigende, ihrer Anschauung nach aber verdammungswürdige That glauben verhängen zu müssen.

„Wie ist es nun möglich, daß Du meine That selbst, die jene zum Verbrechen stempeln, zu entschuldigen und zu rechtfertigen vermagst, andrerseits aber zugleich die weitere konsequente Folge meiner eigenen und von Dir geteilten Überzeugungen, nämlich meine Weigerung, für die Ausführnng jener That, zu der ich mich für berechtigt hielt und noch halte, mich einer Strafe zu entziehen, dennoch Deine Mißbilligung findet? Hierin liegt ein Widerspruch, den ich nicht zu lösen imstande bin."

Paula seufzte.

„O Konrad, von welch verworrenem Dunkel ist noch Dein Geist umfangen!" sprach sie. „Dadurch daß Du selbst es bist, der jene That begangen, die den Menschen als ein Verbrechen gilt, ist die Fähigkeit Deines klaren Urteils getrübt. Wärest nicht Du selbst der Thäter, sondern ein Anderer, so würdest Du meine Auffassung teilen und keinen Widerspruch in ihr erblicken. „Ein Mensch, der sich selbst das Recht zusprach, einen Anderen zu töten, ist eine Gefahr für die menschliche Gesellschaft" — so sagtest Du vorhin. Und mit Recht. Wo würden wir hingeraten, wenn ein jeder sich das Recht nehmen würde, einen ihm mißliebigen Anderen aus der Welt zu schaffen? Dieses Recht kannst Du doch weder Dir selbst noch einem Anderen zuerkennen? Indem dadurch das Leben Aller von Allen gefährdet wäre. Darin liegt auch die Entschuldigung der von Dir begangenen That nicht,

sondern nur darin, daß Du aus Notwehr gehandelt hast, indem Du das bedrohte Leben Deiner Mutter gegen ihren Angreifer verteidigtest. Dies allein bietet die Möglichkeit Deiner Rechtfertigung. Doch jedes Glied der Gesellschaft, welches sich gegen ihre Gesetze vergangen hat, ist ihr hierfür Verantwortung schuldig. So auch Du. Deshalb ist es Deine Pflicht, ihr Deine That zu bekennen und die Gründe, die sie veranlaßten. Wer die Gebote der Gesellschaft, welche dieselbe zu ihrem Schutze geschaffen hat, nicht beachten will, ist nicht würdig, unter ihrem Schutze zu leben. Der Schutz des Lebens jedes ihrer Glieder ist ihr Recht und ihre Pflicht. Du hast Dich einer Verletzung ihrer zu diesem Schutze eingeführten Gesetze schuldig gemacht und für solange wirst Du Jedem, auch Dir selber, als Verbrecher gelten, bis Du Deine moralische Entlastung darzuthun vermagst. Gewiß hast Du darin recht, daß mit dem Glauben an das Dasein Gottes auch die Anerkennung der Vorschriften der Religion fallen müsse. An die Stelle des Glaubens tritt aber die Vernunft und an die Stelle der religiösen Vorschriften treten die aus der vernünftigen Erkenntnis sich ergebenden Gebote der Gerechtigkeit und Humanität. Die Vernunft lehrt uns, daß alle mit Empfindung begabten Wesen gleiches Recht auf die Wolthaten des Lebens besitzen und daß jeder Eingriff in dieses Recht Anderer ein Verbrechen ist, welches die Gemeinschaft zu ahnden und zu

strafen verpflichtet ist. Allerdings kann für den in der das Dasein Gottes leugnenden Weltanschauung wurzelnden Menschen keine andere Aufgabe existiren, als die, sich das Leben so glücklich und freudevoll zu gestalten, als er es vermag. Da aber alle Menschen das gleiche Recht auf das Glück und die Freuden des Lebens besitzen, so darf Jeder das eigene Glück nur innerhalb der Grenze zu erringen suchen, als hierdurch das Wol Anderer nicht geschädigt wird, und die Aufgabe der Gesellschaft ist es, diese Grenze der berechtigten Interessen Aller vor dem Eingriff Einzelner zu schützen. Und wer sich eines solchen Eingriffes schuldig gemacht hat, ist ihr hiefür Verantwortung und Sühne schuldig. — Du hast es gethan, Konrad! Einer schweren Verletzung der heiligsten Menschenrechte, des Rechtes auf das Leben, hast Du Dich schuldig gemacht. Darum gehe hin und bekenne Deine That, und wenn sie Sühne heischt, so trage sie mutig und ergebungsvoll!"

Paula schwieg und Konrad unterbrach das Schweigen nicht. Er war keiner Erwiderung fähig. Wie ein glühender Stahl senkten sich Paula's Worte brennend und schneidend in seine Seele. Völlig gebrochen lehnte er am Fenster und starrte hinaus in das stille, nächtliche Dunkel.

Der Himmel hatte sich mit einer dichten Wolkenschicht überzogen. Kein Stern flimmerte durch die undurchdringlich scheinende schwarze Decke, und jetzt

fing es, erst in vereinzelten, dünnen Tröpfchen, die gleichsam scheu und zaghaft zur Erde fielen, dann in immer dichteren Strähnen, zu regnen an.

Trostlos und hoffnungslos sah Konrad das Leben vor sich liegen, öde, schwarz und düster, wie den lichtlosen Himmel über sich. Er fühlte sich grenzenlos unglücklich und gänzlich vernichtet. Als ein flüchtiger Sonnenblick hatte die Hoffnung auf Liebe, Glück und Freiheit seine arme, umnachtete Seele erhellt. Nun war er verschwunden und die furchtbare Last seines Elends wuchtete mit neuer, zermalmender Gewalt auf ihn nieder.

„Gehe hin, bekenne Deine That, und wenn sie Sühne heischt, so trage sie mutig und ergebungsvoll!" — so sagte sie zu ihm. Ach, wo sollte er den Mut finden, sie zu tragen, da ihm die Ergebung fehlte? Denn mit aller Kraft, die ihm noch geblieben, bäumte sich sein Innerstes auf gegen die Erkenntnis seiner Strafwürdigkeit. Und mit tausend Armen zog ihn die heiße Lockung: Freiheit, Glück und Liebe! Nicht Schuld, nur Unglück und Verhängnis vermochte er in seiner That zu sehen, und diesem mochte er nicht freiwillig sich beugen.

Aber wie er so sann und grübelte und die schweren Gedanken sich wie düsteres Gewölke in seinem müden Geiste hin und wieder wälzten, da trat plötzlich wieder das schreckliche Traumgesicht vor sein Auge und wieder hörte er die entsetzlichen Worte: „Lieber den Tod als das Leben mit dir,

dem Mörder deines Vaters!“ und jetzt erst, wie mit einem Schlage ward es ihm klar, daß die reinen, schuldlosen Seelen sich dem blutbefleckten Mörder nicht einen könnten; daß er durch sein Verbrechen sich selbst von allen Guten und Edlen geschieden, und daß er ihrer Liebe und des Glückes und der Freiheit erst würdig werden könne, wenn er seine That gebüßt. Grauen bemächtigte sich seiner, daß er in verblendeter Vermessenheit es gewagt hatte, seine mit dem Blute des Vaters besudelte Hand nach dem geliebten Wesen auszustrecken, und es versucht hatte, sie durch Teilnahme an Lüge und feiger Flucht zur Teilnahme an seinem Verbrechen herabzuziehen.

Und wie der leuchtende Stral des siegreichen Morgenrots die sich ballenden, wogenden Nebel durchdringt, brach sich in der umdüsterten Seele des Unglücklichen die Erkenntnis der Wahrheit Bahn und jedes der Worte Paula's, das ihm eben als eine grausame Verdammung zu Elend und Verzweiflung gedünkt, klang ihm jetzt als frohe Verheißung der Wiedergeburt zu einem neuen und besseren Leben.

Wie eine Offenbarung erfüllte die Einsicht des unwandelbaren Rechtes seinen Geist und mit frischer Kraft durchströmte ihn der Entschluß, für sein begangenes Unrecht der Gerechtigkeit genugzuthun. —

Stumm und bange harrte Paula eines Wortes der Erwiderung aus Konrads Munde. Sie sah sein

durch das Fenster nach außen zugekehrtes Antlitz nicht. Aber sie fühlte es, welch ein Kampf in seinem Innern tobte, wie seine noch in den Banden stürmisch drängender und verlangender Leidenschaft gefangene Seele nach Licht und Befreiung rang.

Lange währte das Schweigen. Der Regen verstärkte sich; ein sich erhebender Wind trieb die schweren, großen Tropfen durch das Fenster herein, daß sie klatschend auf den Sims aufschlugen. Sie fielen Konrad auf Stirn und Wange, sie näßten ihm Haar und Kleider, aber er merkte es nicht.

Plötzlich wandte er sich um, schwer und langsam. Er faßte Paula's Hand und indem er seine Lippen in einem langen Kusse auf sie preßte, sprach er kaum hörbar leise:

„Wolan, es geschehe! Ich will meine That bekennen. Und was sie auch über mich verhängen mögen — ohne Murren und ohne Widerstand will ich meine Strafe dulden.“

Paula sprang empor. Fest und innig schlang sie ihre Arme um Konrads Nacken, zog sein Haupt an ihre Brust, ihm Stirn und Haare mit Küssen bedeckend und mit den Thränen feuchtend, die heiß aus ihren Augen quollen.

— — — — — — — — — — —

Als die erste Frühdämmerung heranbrach, die Stadt in das trübe, graue, mißfarbene Licht eines nebligen Regentages hüllend, erhob sich Konrad von seinem Schreibtische, um sich zur Ruhe zu begeben.

Auf dem Tische lag, noch feucht von der Tinte, ein umfangreiches Schreiben an den Untersuchungsrichter Doktor Baumann, in welchem Konrad sein Verbrechen eingestand und ohne Bemäntelung und Beschönigung seiner That den ganzen Vorgang erzählte.

Todesmatte Abspannung drückten Konrads Gesichtszüge aus, als er, nachdem er einen letzten prüfenden Blick über das Schreiben geschickt, den massiven, granitenen Briefbeschwerer seines Vaters auf dasselbe legte. Aber aus seinem sonst so trüben, erloschenen Auge blitzte selbstbewußte, kühne Entschlossenheit. Und wie von einer schweren Bürde befreit, hob sich seine Brust, als er an das Fenster tretend in tiefen, kräftigen Atemzügen die feuchte Morgenluft einsog. Dann schloß er das Fenster, zog die Vorhänge zu und entkleidete sich. Wenige Minuten später lag er in festem Schlafe. Seit dem Unglückstage, da sein Arm sich gegen seinen Vater erhoben, hatte er nicht so ruhig und tief geschlafen wie heute, da er im Begriffe stand, zur Sühne seines Verbrechens sich dem Gerichte zu überliefern. — —

X.

Es war zwölf Uhr mittags und Paula erhob sich von ihrem Arbeitstische. Nicht viel hatte sie heut geleistet, und selbst das Wenige nur mit äußerster Anstrengung zustande gebracht. Denn ihre Gedanken weilten bei Konrad, von dem sie wußte, daß sein

seine Selbstanzeige enthaltender Brief dem Untersuchungsrichter bereits überliefert sein und daß sein Schicksal binnen weniger Stunden sich vollziehen würde.

Nur mit Überwindung hatte sie es über sich vermocht, sich heut in das Atelier zu ihrer Arbeit zu begeben, und allein in der Erwägung hatte sie hiezu die Kraft gefunden, daß sie sich in ihrer Berufsthätigkeit kein Versäumnis zu Schulden kommen lassen dürfe, indem sie nur zu bald nicht mehr nur für sich selbst und ihren Bruder, sondern auch für die Mutter des Unglücklichen werde sorgen müssen.

Beide schliefen noch, als sie sich zu früher Morgenstunde nach ihrem Atelier auf den Weg machte. Und trotz der Energie ihres tapferen Herzens zitterte sie jetzt vor dem Gedanken, wie sie die beiden bei ihrer Heimkunft finden und was die nächsten Stunden bringen würden.

Mit hastigen Händen brachte sie ihre Arbeitsgeräte in Ordnung und griff nach Hut und Handschuh. Und ihre Kollegen, die sich gleichzeitig aufmachten, um sich zum Mittagstische zu begeben, erhielten auf ihr heiteres Geplauder von ihr nur flüchtige, zerstreute Antwort.

An der Thür des großen gemeinschaftlichen Arbeitssaales wurde sie vom Diener der Anstalt aufgehalten:

„Bitte, Fräulein Buchenau, hier ist ein Stadtträger, der Sie zu sprechen wünscht. Er hat einen Brief gebracht, den er persönlich übergeben soll.“

Paula ließ den Mann eintreten und nahm den Brief. Es war ein zusammengefalteter halber Bogen gewöhnlichen Kanzleipapiers, in welchem ein aus einem Notizbüchlein gerissenes Blättchen lag. Dasselbe enthielt die mit Blei geschriebenen Worte:

„Ein Sterbender bittet Sie, verehrtes Fräulein, ihm die Gnade einer Unterredung zu gewähren. A. Glaser." Unter der Namensfertigung war beigefügt: „Eile thut Not."

Paula blickte den Boten fragend an.

„Ich verstehe nicht. Wo soll ich hinkommen? Wer hat Sie geschickt?"

„Ein Assistenzarzt des Allgemeinen Krankenhauses hat mich hierhergesendet," erwiderte der Dienstmann. „Der Kranke, um den es sich handelt, liegt im Spital."

Paula nickte.

„Gut, ich komme sogleich," sagte sie, entlohnte den Boten für seinen Gang und verließ das Haus. An der Straßenecke nahm sie einen des Weges kommenden Fiaker und fuhr nach dem Krankenhause.

Während der Fahrt grübelte sie vergeblich nach über die plötzliche Erkrankung Glasers, den sie doch tags zuvor noch vollkommen gesund gesehen und gesprochen hatte, und was es wol sein möge, das er ihr zu sagen habe. Bald jedoch schweiften ihre Gedanken wieder zu ihren unglücklichen Freunden zurück, deren Schicksal ihr mehr als alles andere

am Herzen lag, und zu welchen so rasch als möglich heimzukehren, sie durch diesen sonderbaren Zwischenfall verhindert wurde.

Nach einer viertelstündigen raschen Fahrt hielt ihr Wagen vor dem Portale des Hospitales, in dessen Kanzlei ihr ein Diener als Führer zugewiesen wurde, der sie in dem weitläufigen Gebäude nach dem Saale geleiten sollte, in welchem der von ihr gesuchte Kranke lag. Dort erfuhr sie jedoch, daß Glaser über sein dringendes Ersuchen in eine außer ihm von keinem andern Patienten belegte kleine Zelle gebracht worden war. Nun mußte sie erst zu dem den Tag habenden Assistenzarzt der betreffenden Abteilung geführt werden (demselben, der ihr Glasers Billet übersandt hatte), und von diesem erhielt sie nun auch die erschütternde Mitteilung darüber, was es mit Glasers plötzlicher Erkrankung für eine Bewandtnis hatte. Nicht Krankheit war es, die ihn ereilt; einer schweren Verwundung erlag er. Er hatte einen Selbstmordversuch begangen und die Erhaltung seines Lebens war völlig ausgeschlossen. Vor wenigen Stunden hatte man ihn aus einer öffentlichen Badeanstalt in bewußtlosem Zustand in das Spital gebracht. Im Bade hatte er sich die Adern aufgeschnitten und nur durch das Dazwischentreten des durch sein langes Verweilen in der Kabine aufmerksam gewordenen Dienstpersonales war es verhindert worden, daß er noch dortselbst an Verblutung gestorben. Dennoch war

aber der Blutverlust ein so bedeutender, daß die Rettung seines Lebens, trotz der ärztlichen Hilfeleistung, welche zu spät gekommen, gänzlich unmöglich war.

„Der Bedauernswerte hat so dringend nach Ihnen verlangt, mein Fräulein," schloß der junge Arzt seinen Bericht, „und er behauptet, Ihnen eine Mitteilung von so hoher Wichtigkeit machen zu müssen, daß ich es für meine Pflicht hielt, dem flehentlichen Wunsche des Sterbenden zu willfahren und Ihnen seine Bitte um Ihren schleunigen Besuch ohne Verzögerung zukommen zu lassen."

Bestürzt und traurig schritt Paula, von dem Doktor geführt, durch die sich kreuzenden weiten Gänge dem Zimmer zu, in welchem sie den unglücklichen Selbstmörder finden sollte. Alle Regungen unbezwingbarer Abneigung, die sie gegen diesen Mann erfüllte, schwiegen und machten dem Gefühle tiefsten Mitleids Platz in dem Augenblick, als sie wußte, daß er an der Schwelle selbstgesuchten Todes stand, und als sie erwog, mit welch schwerer Gewalt ein ihr unbekannter Kummer auf ihm gelastet haben mußte, um ihn zu dem Entschlusse zu treiben, den nur völlige, hoffnungslose Verzweiflung zu gebären vermag.

„Hier sind wir zur Stelle," sagte der Arzt indem er vor der letzten Thür eines langen Korridors still hielt. Dann drückte er die Klinke und die Thür drehte sich knarrend in ihren Angeln.

Ein kleines, schmales Zimmerchen mit weißgetünchten Wänden erschloß sich vor Paulas Blicken. Rechts neben der Thür stand ein Tisch aus weichem, unlackirtem Holze, auf welchem neben einem großen Waschbecken und einem mit Wasser gefüllten Kruge ein aufgerolltes Bündel Verbandwatte und einige Streifen Zeug lagen. An dem Tische auf einem rohgezimmerten Holzstuhle saß eine Nonne aus dem Orden der Barmherzigen Schwestern und schnitt schmale Streifen aus einem vor ihr liegenden Stück Gutta-Percha-Papier. In der Ecke neben dem Tische stand ein kleiner Schrank, auf welchem ein Schreibzeug und einige Bogen Papier lagen, daneben ein Zinnlöffel und einige Fläschchen. Der Thür gegenüber war das einzige Fenster des Zimmerchens. Es stand offen und die zurückgeschlagenen Vorhänge aus weißem Kattun gewährten freien Ausblick auf einen geräumigen viereckigen Hof, in welchem sich einige, in graue Spitalkittel gekleidete Insassen des traurigen Hauses ergingen.

An der zweiten Längenwand des Zimmers standen zwei Betten. Das eine, der Thüre näher stehende war leer; im zweiten, dessen Kopfende bis dicht an das Fenster reichte, lag Glaser. An der Wand oberhalb eines jeden Bettes war ein kleines Brettchen angebracht und über demselben eine kleine Schiefertafel. Ersteres dient dazu, um die Medikamente der Patienten daraufzustellen; auf letztere pflegen die behandelnden Ärzte gewisse, dem Laien

gewöhnlich unverständliche Worte und Ziffern aufzuzeichnen, welche dem Eingeweihten die Gattung und den Grad der Krankheit des Patienten ersichtlich machen. Gar manches Menschen Todesurteil ist darauf geschrieben, ohne daß er's ahnt.

Regungslos, mit geschlossenen Augen lag Glaser in seinem Bette. Gelblich blaß waren seine eingesunkenen Wangen; in scharfen, harten Linien traten seine Züge hervor. Man sah es deutlich: schon waren die bleichen Schatten des nahenden Todes über sein Gesicht gebreitet. Auf der Bettdecke ausgestreckt lagen seine Arme, um das Gelenk eines jeden war ein bis über die Handwurzel reichender Verband angelegt. Blaß, mit einem bläulichen Schimmer, wie von einer Leiche, war die Haut seiner Hände, und die Nägel hatten eine dunkel violette Färbung.

Glaser rührte sich nicht, als Paula mit dem Doktor in das Zimmer trat; er schien es nicht zu hören.

Während Paula sich langsam und leise seinem Bette näherte, wandte sich der Arzt an die Wärterin und nachdem er ihr einige Worte zugeflüstert, verließen beide das Gemach.

Paula war allein mit dem Sterbenden.

Zögernd ließ sie sich auf dem neben seinem Lager stehenden Stuhle nieder und wartete. Und plötzlich, als fühlte er ihre Nähe, schlug der Kranke seine Augen auf. Eine heftige Erregung zuckte

über sein Gesicht, als er sie erblickte. Freude, Schmerz und Schreck malte sich in seinem matten, glanzlosen Blick und ein schwerer Seufzer, mehr einem qualvollen Stöhnen als einem Ausdruck der Befriedigung gleich, rang sich zitternd aus seiner Kehle.

„Sie haben nach mir verlangt" — flüsterte Paula, das Gefühl ängstlicher Beklommenheit, das sich ihrer bemächtigte, energisch bekämpfend.

„Möge es Ihnen gelohnt werden, daß Sie meine Bitte erfüllten," erwiderte Glaser mit seltsam ruhigem Tone. „Es ist die einzige Bitte, der einzige Wunsch, den ich noch an Sie zu richten vermochte .... Alles andere, was sonst in Ihren Händen gelegen hätte ... Doch nicht davon will ich Ihnen sprechen. Wenn auch alles anders gekommen wäre, wenn Sie mir das Glück nicht versagt hätten; wenn ich ein Anderer geworden wäre als der, der ich geworden bin — Sie hatten vielleicht recht, Ihr Herz nicht einem Manne zu schenken, dessen einzige Stütze im Kampfe mit all seinen schlechten, verderblichen Anlagen eben nur Ihre Liebe allein gewesen wäre ... Doch was rede ich davon! Das alles ist ja vorüber, und nutzlos ist es, davon zu sprechen, da die Zeit drängt und meine Stunden gezählt sind."

Er schwieg einige Augenblicke und blickte starr vor sich hin, als koste es ihm Mühe, seine Gedanken zu sammeln oder das, was ihm auf dem Herzen lag, in Worte zu fassen.

„Sie wissen, was ich gethan habe — daß es mit mir zu Ende geht?“ begann er nach einer Pause.

Paula nickte traurig.

„Das heißt, Sie wissen, daß ich bald sterben werde, weil ich Hand gelegt an mein Leben. Aber den Grund hievon, den Grund wissen Sie nicht. Und doch ist derselbe sehr interessant für Sie, denn bestände er nicht und hätte ich mich nicht veranlaßt gefühlt, mein Leben fortzuwerfen, so würden Sie nimmermehr erfahren, was Sie nun erfahren werden und was geeignet ist, Sie sehr glücklich zu machen.“

Er stieß ein schwaches, heiseres Lachen aus und machte eine Bewegung, um sich in seinem Bette aufzusetzen. Aber er vermochte es nicht; kraftlos sank sein Kopf wieder in die Kissen zurück.

Paula bemerkte es. Sie schichtete die Polster in die Höhe und half ihm, sich aufzurichten.

Nachdem Glaser einige Minuten lang von der Anstrengung ausgeruht, fuhr er fort:

„Ich will ihnen den Grund sagen, mein Fräulein. Sie werden nun freilich entdecken, daß ich ein schuftiger, grundverdorbener, elender Mensch gewesen. Auch andere werden es entdecken. Aber was liegt daran, nun, da es ja doch gleich aus sein wird mit mir. Mögen die Leute über meinem Grabe von mir denken und reden, was ihnen gefällig ist, da sie mir nichts mehr anhaben können . . .“

„Also, um es kurz zu sagen. Sie wissen wol, daß ich ein Wucherer geworden? Ja, das war ich

in des Wortes vollster und glänzendster Bedeutung. Nachdem alle andern Stricke gerissen waren; nachdem ich durch verschiedene Affairen mir selbst die Möglichkeit zu jeder anständigen Existenz zu nichte gemacht hatte, verlegte ich mich darauf, mit ein paar tausend Gulden, die ich irgendwie ergattert und dafür einige Jährchen gesessen hatte, Geschäfte zu machen. Das heißt, auf gute Pfänder und sichere Wechsel lieh ich kleine Beträge gegen hohe, sehr hohe Zinsen. Spiel, Trunk und sonstige Laster sind so mächtige Lockungen, daß sie solchen Kerlchen, wie ich einer war, immer genug Leute in die Arme führen, die sich für ein paar lumpige Gulden selbst dem Teufel verschreiben. Da geschah es denn, daß ein blutjunges noch minderjähriges Bürschchen aus dem edlen Kreise, in welchem auch Rittmeister von Lohr eine hervorragende Rolle spielte, mehr Geld brauchte, als er zur Verfügung hatte. Im Anfange gab ihm sein Onkel, der ein reicher Mann ist, willig, was er verlangte. Als aber seine Forderungen immer größer wurden, kamen Ermahnungen und Drohungen und schließlich wurde er knapper gehalten. Natürlich nützte dies wenig. Nachdem er von seinem Oheim nicht mehr erhielt, was er wollte, lieh er sich von menschenfreundlichen Seelen, wie ich, kleinere und größere Summen. Endlich auch von mir. Eine Weile ging es so ganz glatt von statten. Als er aber vor einem Vierteljahr wieder neuerdings einen Geldbetrag von mir forderte,

verfiel ich, da es ja, wie Sie wissen, mit der Haftbarkeit Minderjähriger seinen Haken hat, auf einen von Leuten meines Kalibers nicht ganz selten betretenen Weg moralischer Sicherstellung. Ich wußte meinen jungen Schuldner zu bewegen, daß er mir über die bereits als Darlehen erhaltenen und über die von mir noch gewünschten Summen einen auf den Namen seines Onkels gefälschten Wechsel ausstellte. Denn ich kalkulirte, daß wenn ich, wie zu erwarten stand, den Wechsel würde protestiren lassen müssen, der Oheim sicherlich lieber denselben mit seinem guten Gelde einlösen als seinen herzigen Neffen als Wechselfälscher gebrandmarkt sehen würde. — — Die Sache kam jedoch anders, als ich erwartet. Nachdem ich vor ein paar Tagen an den jungen Menschen die briefliche Aufforderung gerichtet zur Einlösung des morgen fälligen Wechsels, erhielt ich heut Morgens seinen persönlichen Besuch und er beanspruchte ganz unverfroren die Herausgabe des kostbaren Papiers gegen Einhändigung eines andern, von ihm auf seinen eigenen Namen gezeichneten Schuldscheins. Natürlich konnte ich auf solches nicht eingehen und schlug es ihm rundweg ab. Und da ereignete sich nun etwas Unerhörtes. Der tolle Bursche zieht plötzlich ein Messer aus seiner Tasche und sticht nach mir. Ich setze mich zur Wehre, und so trifft der Ausfall meinen Arm statt meine Brust, nach der er gezielt ist. Hier die Wunde am rechten Handgelenk stammt von daher.

Und was glauben Sie, das nun geschah? — Ich hätte die kleine Natter einfach arretiren lassen können. Aber nicht das habe ich gethan. Nein, ich ließ ihn frei ausgehen. Seinen Wechsel, der für mich mehr als den vierten Teil meines kleinen Kapitals repräsentirte, und der den wütenden Attentäter hätte moralisch vernichten können, gab ich ihm zurück, ungezwungen, und ohne eine andere Schuldverschreibung dagegen in Tausch zu nehmen. Ich selbst aber ging hin, — um mich zu töten . . . Verstehen Sie das? Verstehen Sie, warum ich das gethan . . . ?“

Bestürzt, von Schreck und Abscheu und dennoch von tiefem Mitleid ergriffen, hatte Paula zugehört. Sie brachte keinen Laut über ihre Lippen. Nur mit einem Kopfschütteln verneinte sie Glasers Frage.

Dieser richtete sich noch mehr in die Höhe, sodaß er nun, an seine Kissen gelehnt, fast aufrecht saß. Sein Atem ging schwer und große Schweißtropfen standen an seiner Stirn, die er mit mühsam angestrengter Bewegung mit seinem Taschentuche trocknete.

„Nein, Sie verstehen es nicht,“ fuhr er nach einer Weile fort. „Wie sollten Sie auch! — Aber, bitte, kommen Sie näher zu mir heran. Denn ich muß leiser sprechen. Es strengt mich zu sehr an, und doch ist jedes Wort für Sie von Wichtigkeit.“

Paula kostete es Überwindung, seiner Aufforderung Folge zu leisten. Aber sie bezwang sich, und ihren Stuhl dicht an sein Bett herangerückt, den Kopf

vorbeugend, horchte sie seiner mit rauher Stimme vorgebrachten und durch häufiges Stocken unterbrochenen weiteren Erzählung.

„Darum habe ich gegen den verwegenen Burschen mit so plötzlicher Großmut gehandelt und darum beschloß ich, meinem Leben ein Ende zu machen, weil die Karte, auf die ich alles gesetzt, gegen mich fiel. So, oder so, es war doch gar mit mir. Wie sich mein weiteres Leben hätte gestalten können, — gestalten müssen, so vermochte ich es nicht, es zu ertragen. Mich ekelte und mir graute davor — und vor mir selber. — Sehen Sie, Paula, in ein paar Stunden bin ich tot und darum kann ich zu Ihnen sprechen wie Einer, der eigentlich schon nicht mehr im Leben steht. Und ich werde leichter sterben, leicht und glücklich, wenn ich Ihnen alles gesagt und wenn ich mit dem Bewußtsein sterbe, alle Scheußlichkeiten, die ich in meinem Leben begangen habe, soweit gutgemacht zu haben, als es mir möglich ist. Ob es einen Gott und eine Unsterblichkeit der Seele gibt, das weiß ich nicht. Für wahrscheinlich kann ich es nicht halten. Aber je nun, Gewißheit hat man darüber doch keine, weder dafür noch dawider. Und für alle Fälle ist es besser, sein Unrecht soweit gutzumachen, als man kann. Gott wird es mir dann leichter verzeihen. Ich habe auch über das bischen Geld, das ich hinterlasse, schon Verfügung getroffen, daß es zu wolthätigen Zwecken verwendet werde. Und einen Geistlichen

werde ich mir auch kommen lassen, daß er meine Beichte höre und mir die Sterbesakramente reiche. Wenn wirklich alles nur Schwindel ist, nun so schadet es ja nicht. Und wenn es doch noch etwas gibt nach dem Tode, so ist es besser, man hat mit Gott vorher seinen Frieden gemacht . . . Ja, aber was schwatze ich da! Nicht das ist es, worüber ich reden will. Nein, nicht das ist es. Eine furchtbare Schuld will ich Ihnen bekennen, Paula. Eine furchtbare, schwere Schuld. Und doch werden Sie sehen, daß selbst im schlimmsten Verbrecher noch ein Funken besserer Menschlichkeit schlummern kann. Ja, auch in mir ist dieser Funke. Und gerade deshalb, weil derselbe noch nicht gänzlich erloschen ist, hab' ich Hand an mein Leben gelegt . . . Doch ich habe gänzlich den Faden verloren; ich verwirre mich immer mehr und mehr. Was wollte ich doch eigentlich sagen, das heißt, wo bin ich stehen geblieben in meiner Erzählung?"

„Sie sagten, daß Sie alles auf eine Karte gesetzt, die gegen Sie fiel," schaltete Paula ein. „Und daß Sie deshalb glaubten, nicht weiter leben zu können."

Glaser nickte lebhaft.

„Ganz richtig! Ja ja! ich erinnere mich," rief er leise, und wieder fuhr er mit dem Tuche über seine Stirn, um die schweren Schweißtropfen fortzuwischen, die seinen Scheitel näßten. „Ja, diese eine Karte, auf die ich alles gesetzt," fuhr er

mit dumpfem Tone fort, „diese Karte war Konrad von Lohr und die Ermordung seines Vaters.“

Paula zuckte zusammen und stieß einen leisen, halbunterdrückten Schrei aus. Glaser schaute sie einen Augenblick finster an und der Ausdruck von Hohn und Grausamkeit glitt über sein Gesicht. Dann verzerrten sich seine Züge, als wollte er in Weinen ausbrechen. Doch nur wenige Sekunden lang. Dann atmete er tief auf und wie früher malten sich Trauer und Kummer in seinem matten, trüben Auge.

„Ja, ja, dies war es, worauf ich alle meine Hoffnungen für die Zukunft gesetzt,“ wiederholte er tonlos.

„Unmöglich! — — Ich begreife nicht!“ rief Paula. „Sie wußten darum?“

Ein müdes und seltsames Lächeln irrte über des Kranken bleiche Lippen.

„Ja, ich wußte darum, ich allein,“ sagte er kaum hörbar. „Und mein Plan war, an Konrad mein Schweigen für Geld zu verkaufen, — an Sie, Paula, für Ihre Liebe.“

„Schurke!“ rief Paula und sprang von ihrem Sitze empor.

„Diesen Titel gab mir auch Konrad,“ entgegnete Glaser ruhig. „Ja, ich war ein Schurke, o, weit mehr noch, als Sie beide glauben! Doch hören Sie weiter, denn die Zeit drängt. Ich fühle meine Kräfte schwinden, und noch so vieles hab' ich Ihnen zu sagen!“

XI.

Paula setzte sich wieder und Glaser fuhr fort:

„Einen Augenblick lang hoffte ich, meine schändlichen Absichten reüssiren zu sehen. Ich hoffte, Konrad durch die Drohung einer Anzeige seines Verbrechens einzuschüchtern und zur Bewilligung meiner Forderungen drängen zu können. Und was Sie betrifft, Paula, so hatte ich die Überzeugung gewonnen, daß Sie ihn lieben. Und deshalb hoffte ich, daß Sie um den Preis, den Gegenstand Ihrer Neigung vor der ihn bedrohenden Gefahr zu retten, sich meinen Wünschen gefügig zeigen würden. Ja, so tief war ich gesunken, daß obwol ich wußte, daß Ihr Herz einem Andern gehörte, und daß ich Ihre Liebe nie und nimmer würde erringen können, ich doch Ihren augenblicklichen Besitz durch einen schmachvollen Schurkenstreich erzwingen wollte. Verdammen Sie mich nicht. Denn nicht derselbe bin ich mehr, der Ihren Fluch verdient. Ich habe mich selbst verurteilt und die volle Sühne für alles Böse, das ich gethan und noch zu thun beabsichtigte, auf mich genommen. Nicht dadurch, daß ich mich selber aus dem Leben schaffe. Denn es ist wahrlich keine Großthat, ein Leben von sich zu werfen, das einem nichts mehr zu bieten vermag. Wol aber dadurch, indem ich mein Unrecht gutmache, soweit es in meinen Kräften liegt; indem ich durch Enthüllung des von niemand geahnten, von mir selbst begangenen Ver-

brechens Sie, dasjenige Wesen, das in meinem ganzen Leben meine einzige wahre und ausschließliche Liebe besessen und das ich doch niemals zu erringen vermochte, dem Glücke der Vereinigung mit demjenigen zuführe, dem Sie Ihr Herz geschenkt."

Er hielt ermattet inne und streckte seinen Arm aus nach dem Glase Wein, das auf dem oberhalb seiner Lagerstätte an der Wand angebrachten Brettchen stund.

Paula erhob sich und führte das Glas an seinen Mund. Nachdem er getrunken, lehnte er sich völlig erschöpft in seine Kissen zurück. Nur die schwachen Atemzüge verrieten, daß noch Leben war in diesem regungslosen Körper. So starr und bleich waren die Züge seines Angesichts. Doch nach wenigen Minuten schlug er wieder seine Augen auf.

„Nachdem jener unglückliche junge Mensch sein mißglücktes Attentat gegen mich verübt," fuhr er fast flüsternd fort, „und ich ihn nicht ohne Mühe entwaffnet hatte, gebärdete er sich wie rasend. Völlige Verzweiflung ergriff ihn. Kein Wunder! hatte er doch zu dem Verbrechen der Wechselfälschung noch das eines versuchten Meuchelmordes gefügt, und wenn die Sache nicht durch die Güte seines Oheims und durch meine Schonung eine besonders glückliche Wendung nahm, so harrte seiner eine Strafe, die wol seine ganze Zukunft zu vernichten geeignet war. Ich überließ ihn dem Ausbruche seines Schmerzes und machte mich daran, die er-

haltene Wunde so gut als möglich zu verbinden. Kaum war ich damit zustande gekommen, als Fanni an meine Thür pochte und auf meine Frage nach ihrem Begehr mir die Mitteilung machte, daß sie ausgehen müsse, um von Herrn Konrad einen Brief zu besorgen. Ob ich etwa auch einen Auftrag für sie hätte, den sie gleichzeitig bestellen könne? Ich verneinte. Aber während ich mit ihr sprach, fand ich Gelegenheit, einen Blick auf den Brief zu werfen, den sie sorglos in der Hand hielt. Es war ein voluminöses Schreiben und die Adresse war an den Untersuchungsrichter Dr. Baumann gerichtet. Nun wußte ich genug. Es konnte kein Zweifel obwalten, daß der Brief die Selbstanzeige Konrads enthielt und daß hierdurch mein ganzer auf Sie und ihn gebauter Plan zunichte gemacht ward ... Nun, sehen Sie, das war es, was für mich den Ausschlag gab. So unwahrscheinlich es Ihnen auch scheinen mag, daß ein Elender, wie ich, plötzlich von Reue und Gewissensskrupeln befallen werden könne: dennoch war es so. Wol hätte ich es ohne Bedenken vermocht, durch die Angst vor der über Konrads Haupte schwebenden Gefahr auf Sie und Konrad eine Pression auszuüben, daß Sie beide meine Forderungen erfüllten. Aber Grauen faßte mich vor dem Gedanken, zu all dem Unrecht, das ich in meinem Leben schon begangen hatte, noch die Scheußlichkeit zu fügen, durch mein Schweigen ein furchtbares Unglück auf schuldlose Häupter zu wälzen, schuld-

lose Menschen für mein Verbrechen büßen zu lassen. Ja, für mein Verbrechen. Denn nicht Konrad ist es, der den Rittmeister ermordet hat. Ich bin sein Mörder . . .!“

Ein leiser Aufschrei Paula's, ein Schrei des Schreckens und des Jubels, unterbrach ihn.

„Nicht er?! Nicht Konrad hat es gethan?“ rief sie mit vor heftigster Erregung stockendem Atem. „Wie ist dies möglich, da er sich doch selbst des Verbrechens anklagt?“

„Ja, er selber glaubt, das Verbrechen verübt zu haben,“ fuhr Jener fort. „Er konnte daran nicht zweifeln. Und niemand würde die Wahrheit zu entdecken vermocht haben, hätte ich geschwiegen. Aber ich habe gesprochen. Die Wahrheit ist enthüllt. Dies sollte meine Sühne sein. Nicht Ihnen allein bekenne ich meine Schuld. In einem Briefe an denselben Richter, der auch Konrads Selbstanzeige seines vermeintlichen Verbrechens enthielt, habe ich den ganzen Vorgang ausführlich erzählt. Nachdem ich dem jungen Wildfang den verhängnisvollen Wechsel eingehändigt und er sich mit tausend Danksagungen entfernt hatte, schrieb ich den Brief und sandte ihn dem Richter. Fast gleichzeitig mit Konrads Schreiben muß er ihn erhalten haben. Dann ging ich hin, um mich zu tödten. Da mir dies jedoch insoweit mißlang, als Leute zu frühe dazwischen kamen und der Tod erst einige Stunden

später eintreten wird, konnte ich es mir nicht versagen, Ihnen mein Bekenntniß mündlich abzulegen und Ihre Verzeihung zu erflehen."

Sprachlos vor Überraschung und Ergriffenheit blickte Paula auf den Kranken. Unbegreiflich, unglaubbar dünkte ihr das Gehörte.

Glaser schien ihr zweifelndes Staunen in ihren Zügen zu lesen. Ein trübes Lächeln verzog seine Lippen, während er sprach:

„Fürchten Sie nicht, daß Ihre Freude, Konrad gerettet zu sehen, zunichte werde, daß ich irre rede. Nein, es verhält sich in der That so, wie ich gesagt. Nicht von Konrads Hand wurde der Rittmeister um's Leben gebracht; meine Hand war es, die ihn ermordete."

„Und Konrad, der sich anklagt, seinen Vater getötet zu haben — ?" flüsterte Paula atemlos, immer noch fürchtend und hoffend zugleich.

Glaser nickte traurig.

„Alles verhält sich ganz genau so, wie er es darstellt. Nur der Ausgang der Sache war ein anderer, als er es ahnt. Ich erzählte Konrad, daß ich etwa eine Stunde später zu Hause eintraf als sein Vater und daß ich den letzteren noch in seinem Zimmer aufsuchen wollte, um ihm von einem besonders interessanten Spiele zu erzählen, das nach seinem Weggange im Klub gespielt worden und alle Teilnehmer in hohem Grade amüsirte. Im gemeinschaftlichen Vorzimmer angelangt und im Begriffe,

in das Kabinet des Rittmeisters einzutreten, drang mir aus demselben der Lärm eines heftigen Wortwechsels entgegen. An der Thür bleibe ich stehen und lausche. Ganz deutlich höre ich, daß nicht nur ein Streit, sondern ein Handgemenge stattfindet. Dann vernehme ich einen Schrei und einen schweren Fall. Darauf wird alles still. Einige Minuten später trete ich ein und finde den Rittmeister auf dem Boden liegend. Das Alles weiß Konrad. Ich habe es ihm erzählt. Während ich aber, um ihn von mir, als dem einzigen Mitwisser seines Verbrechens, in Abhängigkeit zu halten, ihm gesagt, daß sein Vater bereits tot war, verhielt es sich in Wirklichkeit ganz anders. Er lag allerdings bewußtlos. Der heftige Sturz und die leichte Kopfwunde, die er sich im Aufprall auf die vielbesprochene Ecke der marmornen Tischplatte zugezogen, hatten ihn der Besinnung beraubt. Ich aber hatte es fatalerweise mit angesehen, daß er gerade an demselben Abend mit beispiellosem Glücke gespielt und eine erkleckliche Summe gewonnen hatte. Nach diesem Gelde gelüstete es mich. Und da ich die wolgefüllte Brieftasche auf dem Schreibtische liegen sah und mir deren Inhalt, wie ich hoffte, ungesehen und unverdächtigt zuwenden konnte, zögerte ich keinen Augenblick, es zu thun. Sachte schließe ich die von Konrad offen gelassene Thür zum Nebenzimmer — welcher Umstand von diesem in seiner hochgradigen Geistes- und Gemütserregung gar nicht

bemerkt worden zu sein scheint — und mache mich daran, das Portefeuille auszuräumen. Während ich aber, den Rücken gegen den tot oder ohnmächtig Daliegenden gewendet, hiemit beschäftigt bin, erhebt sich der mittlerweile aus seiner Ohnmacht Erwachte vom Boden und stürzt sich auf mich, um mich am Raube zu hindern. Und da geschah nun das Schreckliche. Wie er mich so faßt, um mir die Beute zu entreißen, greife ich nach dem dicht vor mir auf dem Schreibtische liegenden wuchtigen, granitenen Briefbeschwerer und mit einem wolgezielten Schlage nach des Rittmeisters Kopf strecke ich ihn zu Boden. Merkwürdiger Weise hatte der Schlag dieselbe Stelle an seinem linken Scheitel getroffen, wo er sich zuvor durch seinen Fall auf die Tischecke verwundet hatte. Wenige Minuten später war der Mann tot. Ich aber reinigte den Briefbeschwerer mit meinem Taschentuche von dem daran klebenden Blute und legte ihn auf seinen Platz zurück. Dann nahm ich das Geld, um dessentwillen ich zum Mörder geworden, an mich und schlich mich leise und unbemerkt in mein Zimmer..."

Glaser schwieg und auch über Paula's Lippen kam kein Laut. Zu mächtig hatten Entsetzen und Grauen sie erfaßt. Selbst das Freudegefühl, den Geliebten von der Anklage des furchtbaren Verbrechens befreit zu wissen, fand in diesem Augenblick keinen Raum in ihrer erschütterten Seele.

Plötzlich machte der Kranke eine Bewegung.

Er streckte seine Arme aus und weit öffneten sich seine trüben, verglasten Augen.

„Es ist geschehen!“ sagte er mit lauter Stimme. „Nun mag der Tod kommen, mich zu befreien. Er findet mich bereit — ich erwarte ihn!“ Und gegen das junge Mädchen gewendet fügte er hinzu: „Jetzt aber gehen Sie, Paula! Es ist kein schöner Anblick, einen Menschen der Vernichtung anheimfallen zu sehen. Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen. Möge das Glück des Lebens Sie lohnen, daß Sie die letzte Bitte des sterbenden Verbrechers erfüllt. Leben Sie wol und glücklich! Um Verzeihung wage ich nicht zu bitten. Ich seh's in Ihrem Angesicht geschrieben: zu groß und unbesiegbar ist der Abscheu, den Sie gegen mich Elenden empfinden.“

Da erhob sich Paula langsam und zögernd von ihrem Sitze. Ein leichtes Beben ging durch ihre schlanke Gestalt, so heftig war der Widerstand, den ihr über die Scheußlichkeit des sich sehr enthüllenden Verbrecherlebens empörtes Gefühl der sanften Regung des Mitleids mit dem Unglücklichen entgegensetzte. Doch solch versöhnende Macht ist dem Schmerz und dem Tode eigen, daß in deren Anblick das Mitleid mit dem Sterbenden den Abscheu gegen den Verbrecher besiegte. Dicht an sein Lager herantretend beugte Paula sich über den in die Kissen kraftlos zurückgesunkenen Kopf des Unglücklichen und streifte seine Stirn mit ihren Lippen.

„Möge der Tod Ihnen leicht sein,“ hauchte sie

flüsternd. „Und mögen die Qualen, die Sie erduldet, die Reue und das sühnende Bekenntnis Ihrer schweren Schuld Ihr Unrecht tilgen. In meinem und in Konrads Namen gewähre ich Ihnen gern und voll Vergebung dessen, was Sie gegen uns Grausames verübt.“

Mit zitternden Händen erfaßte der Kranke ihre Rechte und preßte einen heißen Kuß auf sie. Sein Mund bewegte sich, aber unklar blieben seine Worte. Die mächtige Aufregung dieser letzten Stunde, die Überanstregung seiner erlöschenden Lebenskraft hatten ihn auf's äußerste erschöpft; seine Arme sanken herunter, seine Augen schlossen sich, eine tiefe Ohnmacht befiel ihn.

Bestürzt blickte Paula um sich. Sie wußte nicht, wie dem Bewußtlosen Hilfe zu leisten. Da wurden vom Korridore her Schritte und Stimmen laut und sie eilte nach der Thüre, um jemanden zu dem Kranken herbeizurufen. Doch eher, als sie an dieselbe gelangte, ward die Thür von außen geöffnet und der junge Assistenzarzt, der Paula geführt, trat in Begleitung eines anderen, ihr unbekannten Herrn in das Zimmer. Durch die offene Thür erblickte sie zwei Polizeibedienstete in Uniform.

In sichtlicher Bestürzung wandte sich der Arzt an Paula.

„Entschuldigen Sie die Störung,“ sagte er gedämpft. „Auf Grund einer eben erfolgten Selbstanzeige der Verübung eines schweren Verbrechens

sind diese Herren abgeschickt, den verwundeten Anton Glaser in Haft zu nehmen."

Paula unterbrach ihn.

„Zu spät!" antwortete sie leise. „Die Strafe wird ihn kaum mehr zu ereilen vermögen." Und sie wies nach dem Bette, auf dem der Kranke bewußtlos lag.

Die Herren traten an sein Lager.

Ungeachtet des Doktors und der herbeigerufenen Wärterin vereinten Bemühungen, Glaser ins Bewußtsein zurückzurufen, erwachte er nicht aus seiner Ohnmacht.

„Es geht zu Ende mit ihm," sagte der Arzt nach einigen Minuten. „Ich glaube nicht, daß er sich nochmals so weit erholen werde, um der Sprache mächtig zu sein. Vielleicht wenige Stunden noch — und es ist vorüber."

„Er ist der strafenden Gerechtigkeit zuvorgekommen," fügte der Fremde bei. „Trotzdem bin ich gezwungen, bis zum Eintritt seines Todes die Leute zur Bewachung des Mörders hier zu lassen. Das Gesetz erheischt es so."

Der Doktor nickte schweigend.

Paula aber sah ihre Aufgabe neben dem Sterbenden erfüllt und nach kurzem Gruße gegen die Anwesenden wandte sie sich zum Gehen.

Wie in einem Traume befangen legte sie in dem ihrer noch harrenden Wagen den Heimweg zurück. Mit bebender Hand zog sie die Klingel.

Fanni öffnete. Aber in demselben Augenblick, als Paula nach der Thüre zu Konrads Zimmer stürzte, ward dieselbe von innen aufgerissen und mit einem lauten Freudenschrei warf sich Konrad in Paula's Arme.

Er wußte bereits, was vorgefallen. Denn soeben war Untersuchungsrichter Baumann hier gewesen und hatte über Glasers briefliche Selbstanzeige und seinen darauf verübten Selbstmordversuch Mitteilung gemacht. Nicht mehr lastete auf Konrad die Anklage des furchtbaren Verbrechens und frei war sein Gewissen von der Bürde irrtümlichen Schuldbewußtseins.

Lange, lange standen die Liebenden in seliger Umschließung, wortlos Kuß und Thräne tauschend. Aus der Tiefe des Elends wirklicher und vermeintlicher Schuld hatte sie der Sieg des Rechtes emporgerungen zu Freiheit, Glück und Liebe.

Ende.

Lehmannsche Buchdruckerei, Dresden-N.